

Lesebuch

für die zweite Klasse

der

Primar-Schulen

im

Kanton Wallis.

Lesebuch

für die zweite Klasse

der

Primar-Schulen

im

Kanton Wallis.

Sitten,

Buchdruckerei von C. Fäderich.

1858.

Das kleine Alphabet.

a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t u v
w x y z.

Die Laute (Vokale).

a e i o u y ä ö ü.

Die Doppellaute.

ei ai ey ay au äu eu.

Die Stimmen (Konsonanten).

l m n r s s ß ch j h f v w b d t g k.

Zusammengesetzte Stimme.

ze (ts) qu (kw) x (ks).

Das deutsche gedruckte Alphabet.

a b c d e f g h i j k l m n o p q r
s s s s t ß t u v w x y z ä ö ü.

A B C D E F G H I J K L M N O
P Q R S T U V W X Y Z.

Das gothische Alphabet.

a b c d e f g h i j k l m n o
p q r s s s s t ß t u v w x y z.

A B C D E F G H I
K L M N O P Q R S
T U V W X Y Z.

Das lateinisch gedruckte Alphabet.

a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t
u v w x y z.

A B C D E F G H I J K L M N O P
Q R S T U V W X Y Z.

Lateinische Schrift.

a b c d e f g h i j k l m n o p q r
s t u v w x y z.

A B C D E F G H J K L M N
O P Q R S T U V W X Y Z.

Aussprache der fremden Buchstaben.

ph wie **f** Joseph, Sophie, Philipp, Adolph, Rudolph, Triumph, Philister, Seraph, Philosophie, Geographie.

ch oft wie **k** Chor, Charte, Christ, Christoph, Chronik, christlich, Christum.

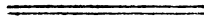
c wie **k** vor **a, o, u**, Cana, Carmel, Calw, Caspar, Conrad, Scorpion, curiren.

c wie **k** vor **l, r, t**, Sklave, Classe, Edikt, Creatur, Doktor, Acten, Octav.

c wie **z** vor **e, i, ü, y**, Afcant, Ceder, Cither, citiren, Centner, Citrone, Scepter, Scithe.

i wie **z** vor **to**, Nation, Station, Lektion.

x wie **ks** Kaver, Kerres, Alexander.



Uebungen im Zahlenlesen.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
2	4	6	8	10	12	14	16	18	20
3	6	9	12	15	18	21	24	27	30
4	8	12	16	20	24	28	32	36	40
5	10	15	20	25	30	35	40	45	50
6	12	18	24	30	36	42	48	54	60
7	14	21	28	35	42	49	56	63	70
8	16	24	32	40	48	56	64	72	80
9	18	27	36	45	54	63	72	81	90
10	20	30	40	50	60	70	80	90	100

200	300	400	500	600	700
110	230	340	450	560	670
241	352	463	574	685	796

1000	4000	6000	8000	9000
2300	5700	7340	7630	8560
1858	2469	4526	8307	9030

10,000 100,000 1,000,000 10,000,000

Die römischen Zahlen.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.
I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII. IX. X. XI. XII.

13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20.
XIII. XIV. XV. XVI. XVII. XVIII. XIX. XX.

30. 40. 50. 60. 70. 80.
XXX. XL. L. LX. LXX. LXXX.

90. 100. 500. 1000. 1858.
XC. C. D. M. MDCCCLVIII.

Den Geschickten hält man werth,
Den Ungeschickten Niemand begehrt.

Die Unterscheidungszeichen.

- (,) das Komma.
- (') der Punkt.
- (;) der Strichpunkt.
- (:) der Doppelpunkt.
- (?) das Fragzeichen.
- (!) das Ausrufungszeichen.
- (—) der Gedankenstrich.
- (=) das Absatz- oder Trennungszeichen.
- (') das Häkchen oder Weglassungszeichen.
- („ ”) die Anführungszeichen.
- () die Einschließungszeichen.
- § der Paragraph Abschnitt.

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.

Wie soll sich ein Kind in der Kirche verhalten ?

Ein Kind soll sich ruhig und eingezogen in die Kirche begeben. In der Kirche soll es artig, stille, aufmerksam und andächtig sein. Es soll denken : Ich bin im Hause Gottes, darum darf ich hier nichts anderes denken, reden und thun, als wodurch Gott geehrt wird. Während der Predigt soll ein Kind aufmerksam sein, so daß es seinen Eltern recht vieles aus ihr erzählen kann. Sein Vorbild soll der Knabe Jesus sein, wo er im Tempel zu Jerusalem voll Wißbegierde den Lehrern zuhörte. Unter der heiligen Messe soll es voll Andacht beten oder lesen und mit andern Christen aufstehen, die Kniee beugen und das heilige Kreuzzeichen machen. Das Kind soll die Hände schön gefaltet zu Gott emporheben. Es soll die andern in der Andacht nicht stören, und ja nicht umschauen, nicht lachen oder schwätzen. Nach dem Gottesdienste soll ein Kind sittsam und stille nach Hause gehen. Es verräth ein verdorbenes Herz, wenn man sich von einem heiligen Orte lärmend und tobend hinweg begibt.

Bedenke, was die Kirche ist,
Und in der Kirche, wo du bist.

Wie ein Kind in der Schule sich verhalten soll.

Das Kind soll in der Schule artig, fleißig und aufmerksam sein, dann wird es geschickt und gut. Den Lehrer soll es ehren und lieben und ihm gern und willig folgen. Er meint es ja so gut mit ihm.

Die Mitschüler soll dasselbe herzlich lieben und ihnen ja nie ein Leid zufügen. Mit Lust und Freude soll es ihnen Dienste erweisen. Es ist nicht brav, wenn es mit den andern Kindern zankt und streitet. Das Kind darf aber auch im Schulzimmer nicht verderben oder gar stehlen. Nicht eine Feder oder einen Griffel darf es nehmen. Dies wäre eine große Sünde, die bestraft werden müßte. Auch auf dem Schulwege soll es sich ruhig verhalten. Ein solches Kind ist dann die Freude des Lehrers und alle Kinder und Mitschüler sind ihm gut.

Bin ich gleich noch jung und klein,
Fleißig kann ich doch schon sein.

Wie soll sich ein Kind auf der Gasse verhalten?

Ein Kind soll sich auf der Gasse so aufführen, wie dies die Eltern und Lehrer täglich verlangen. Es soll stille, eingezogen und bescheiden sein. Dasselbe darf wohl spielen und sich freuen, aber es soll mit andern Kindern niemals streiten und sie ja nie betrügen. Das wäre so viel als gestohlen. Böse Kinder soll es fliehen, wie ein Schwert. Bei ihnen wird auch das gute Kind nach und nach böse und ausgelassen.

Ein Kind begeht eine große Sünde, wenn es flucht und schwört, wenn es wüste Lieder singt, sittenlose Reden spricht, wenn es etwas verderbt oder sogar stiehlt, wenn es die Thiere quält oder tödtet, wenn es andere Kinder plagt und neckt. Gott wird es ganz gewiß bestrafen — er ist ja gerecht. Es soll immer denken: Sehen mich auch meine Eltern und Lehrer

nicht, so sieht mich doch Gott, der ja überall zugegen ist. Nirgends, und sollte ich auch allein sein, will ich also Böses thun.

Bedenke, Kind, daß, wo du bist,
Auch Gott in deiner Nähe ist.

Wie sich ein Kind gegen fremde Leute betragen soll.

Ein Kind soll gegen fremde Leute artig und liebe- reich sein. Es soll sie freundlich grüßen. Dasselbe soll sie ja nie anlügen, nicht beschimpfen, nicht ausspotten, nicht verwerfen, also nicht betrüben. Ein Kind soll bescheiden antworten, wenn ein fremder Mensch etwas von ihm wissen will. Fragt ein solcher nach dem Wege so soll es dienstfertig sein und ihm denselben deutlich weisen. Geht eine angesehenene, achtungswürdige Person vorbei, so soll es vor derselben die Kappe abziehen. Armen Bettlern soll es gerne Almosen geben. Den fremden Leuten thut es sehr wehe, wenn man ihnen grob begegnet. Solches soll jedes Kind beherzigen. Es soll denken: Auch ich muß einst in die weite Welt hinaus, wie froh werde ich sein, wenn man auch mir freundlich begegnet. Artige, brave Kinder werden von jedermann an allen Orten gerühmt. Am liebsten hat sie Gott. Er wird sie reichlich segnen.

Was du nicht willst das man dir thu',
Das süß' auch keinem andern zu.

Wie sollen sich die Kinder gegen ihre Eltern verhalten?

Die Kinder sollen die Eltern nach Gott am meisten ehren und lieben. Die Eltern müssen sich ihrer Kinder wegen sehr viele Mühe geben. Diese sind ihnen also großen Dank schuldig. Den Dank zeigen sie am besten dadurch, daß sie recht fleißig und brav sind. Das freut die Eltern am meisten. Durch Faulheit und Bosheit aber betrüben sie dieselben. Solche Kinder sind sehr undankbar. Die Kinder müssen den Eltern schnell und pünktlich folgen. Sie müssen ihnen immer freundlich und liebevoll begegnen. So will es Gott. Nie dürfen sie dieselben anlügen, ihnen nachreden oder wohl gar trotzig oder mürrisch gegen sie sein. So etwas thun nur ganz böse Kinder. Jeden Tag sollen sie für die Eltern beten, und Gott wird sie ihnen zu ihrem Wohle noch lange gesund erhalten.

Dem Kinde, das die Eltern ehrt,
Wird Glück und Heil von Gott bescheert.

Wie sich ein Kind gegen die Dienstboten zu vertragen hat.

Das Kind soll gegen die Dienstboten artig und freundlich sein. Es soll nicht mehr sein wollen, als sie, vor Gott sind ja alle Menschen gleich. Es soll dieselben lieb haben und ihnen Freude zu machen suchen, so viel es kann. Das Kind begeht eine große Sünde, wenn es die Dienstboten beleidiget, schimpft

oder verläumdet. Dasselbe soll ihnen bei der Arbeit nach Kräften mithelfen so wie die Dienstboten wünschen und verlangen. Das Kind soll auf die guten Lehren derselben sorgsam achten. Wenn sie aber Böses reden oder thun, so muß es sie fliehen. Auch den Eltern muß es dieß sagen. Ein guter Dienstbote ein großer Schatz im Hause, deswegen sollen ihn auch die Kinder hoch in Ehren halten.

Ehre, wem Ehre gebührt.

Gott ist der Schöpfer aller Dinge.

Alle Dinge hat Gott gemacht. Dazu hat er keinen Stoff und kein Werkzeuge gebraucht. Gott hat Alles aus nichts gemacht. Etwas aus nichts machen heißt erschaffen. Gott ist der Schöpfer der Welt. Die Dinge sind seine Geschöpfe. Alles wird aber auch von Gott erhalten. Seine Werke vergehen nicht. Sie dauern fort nach seinem Willen. Gott regiert die Welt. Er leitet sie mit väterlicher Güte. Nach seinem Willen muß sich alles richten. Ohne sein Wissen geschieht nichts. Gott ist der Herr. Freudig sollen wir ihm gehorchen. Groß wird dann unser Lohn sein.

Die ganze Welt in ihrer Pracht,
Hat Gott mit einem Wort gemacht.

Gott ist allmächtig.

Gott kann alles machen was er will. Himmel und Erde sind sein Werk. Sonne, Mond und Sterne hat er erschaffen. Von ihm sind Gras, Blumen und Bäume. Den Menschen und Thieren gab er das Leben. Was Gott will, das geschieht. Nach seinem Willen erhalten wir Sonnenschein und Regen. Ihm gehorchen Blitz und Donner, wie auch die Wellen des Meeres. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Er kann uns aus der größten Noth helfen. Wir sollen also auf Gott vertrauen und ihn herzlich um seine Hilfe anrufen.

Es ist kein Ding so groß und schwer,
Das Gottes Macht unmöglich wär'.

Gott ist allgütig.

Gott ist voll Liebe gegen uns Menschen. Deshalb schenkt er uns alles Gute. Von ihm erhalten wir das Leben und die Gesundheit, von ihm Speise und Trank, Kleidung und Wohnung. Er gibt uns die lieben Eltern, Geschwister, Lehrer und andere Wohlthäter. Er gibt uns Alles. Gott ist unser Vater. Wir Menschen sind seine Kinder. Wenn wir brav sind, so schenkt er uns zuletzt noch den Himmel. Da genießen wir bei ihm unaussprechlich große Freuden.

Was ich sehe, ruft mir zu,
Gott, wie gut, wie gut bist du.

Gott ist allwissend.

Gott weiß alles. Er weiß alles, was jetzt geschieht, was schon geschehen ist, und was noch geschehen wird. Ihm, dem lieben Gott ist nichts verborgen. Alles sieht und hört er. Gott kennt alle Sterne am Himmel, jedes Tröpflein Wasser im Meere, alle Körnlein im Boden, das kleinste Thierchen der Erde. Alle Härlein auf unserm Kopfe sind von ihm gezählt. Er weiß was wir reden und thun, ja sogar was wir denken. Gott sieht in unser Herz hinein. Vor ihm können wir uns nirgends verbergen. Wir sollen also niemals Böses thun Gott sieht es.

Ein Aug ist, das alles sieht,
Was auf der ganzen Welt geschieht.

Gott ist allweise.

Wundervoll und prächtig ist alles in der ganzen Natur erschaffen. Die unzählbaren Sterne bewegen sich seit Jahrtausenden im weiten Himmelsraume, und keiner verläßt seine Bahn, keiner stößt an den andern an. Es wird Tag, daß wir arbeiten und Nacht, daß wir schlafen und ausruhen können. Auf den milden Frühling folgt der heiße Sommer, auf diesen der wechselnde Herbst und dann erst der kalte Winter: Dies aber ist nothwendig zum Leben und Gedeihen der Thiere und Pflanzen. Wie wunderbar werden erst alle Geschöpfe erhalten! Jedem Thiere, das doch unvernünftig ist, ist es eingegeben für sein Junges zu sorgen, bis es sich selbst Futter suchen

es auch nur in Gedanken, o der nehme zu diesen Heilmitteln unserer Seele seine Zuflucht und bestrebe sich sodann, ja nicht mehr von Gott abzufallen, und es wird auch die Liebe Gottes nimmer von ihm weichen. Die Liebe Gottes aber ist das höchste Gut auf Erden, denn sie macht uns ewig glücklich.

Gott ist heilig, was er thut,
Was er will, ist recht und gut.
Ich soll auch von Sünden rein,
Immer gut und heilig sein.

Gott ist unendlich gerecht.

Wie Gott das Gute über alles liebt, so belohnt er es auch, und wie er das Böse über alles haßt, so bestrafte er es auch und zwar gerade so, wie man es verdient. Man sagt deshalb: Gott ist unendlich gerecht. Das Gute belohnt Gott oft schon hier auf Erden, indem er die Menschen (über alles) in allem segnet. Die volle Belohnung erfolgt aber erst nach diesem Leben. Sie besteht in dem Besitze des Himmels. Das Böse bestrafte Gott ebenso oft schon auf dieser Erde, indem er den Menschen mit Elend aller Art heimsucht. Wer aber in der Sünde stirbt, der kommt entweder in das Fegfeuer, oder in die Hölle. In jenes führen uns geringere, in diese aber schwere Sünden. Das Fegfeuer ist eine zeitliche Strafe. Man wird hier durch Leiden von den Sünden gereinigt und kommt dann in den Himmel. Die Hölle aber dauert ewig. O wie schrecklich ist also

andern, nämlich in der Kirche. Deswegen beten wir hier Gott auch besonders an. Daß Gott überall zugegen ist, ist für uns Menschen von unsäglichem Nutzen. Wir werden dadurch zum Guten angetrieben und vom Bösen abgehalten. Immer müssen wir ja denken: Thue ich Gutes oder Böses, Gott sieht es. Beten wir also in Gefahr und Noth vertrauensvoll zu Gott und er wird uns beistehen, uns helfen, er sieht ja unsere Leiden und hört unser Seufzen. O möchten wir Gottes Nähe nie vergessen.

Gedenke, wo du immer bist,
Daß Gott, dein Vater, bei dir ist.

Gott ist unendlich heilig.

Gott liebt das Gute und haßt das Böse, und zwar über alles. Gott ist deshalb unendlich heilig. Die Tugend ist etwas Gutes, die Sünde aber etwas Böses. Wer Gutes thut, ist Gott wohlgefällig, wer dagegen Böses thut, ist in seinen Augen ein Gräuel. Der Mensch soll auch heilig werden. Dazu ist er auf Erden. Dies wird er aber nur durch die Gnade Gottes. Aus sich selbst ist er hierzu nicht fähig. Ist aber sein Wille gut, so wird ihm diese Gnade nie fehlen. Durch die Sünde entfernen wir uns immer mehr von dem unendlich heiligen Gott und können so nie in seine Nähe gelangen. Doch die Sünde wird von Grund aus getilgt durch die hl. Sakramente, welche von der heiligen katholischen Kirche gespendet werden. Wer also so unglücklich war zu sündigen, sei

es auch nur in Gedanken, o der nehme zu diesen Heilmitteln unserer Seele seine Zuflucht und bestrebe sich sodann, ja nicht mehr von Gott abzufallen, und es wird auch die Liebe Gottes nimmer von ihm weichen. Die Liebe Gottes aber ist das höchste Gut auf Erden, denn sie macht uns ewig glücklich.

Gott ist heilig, was er thut,
Was er will, ist recht und gut.
Ich soll auch von Sünden rein,
Immer gut und heilig sein.

Gott ist unendlich gerecht.

Wie Gott das Gute über alles liebt, so belohnt er es auch, und wie er das Böse über alles haßt, so bestraft er es auch und zwar gerade so, wie man es verdient. Man sagt deßhalb: Gott ist unendlich gerecht. Das Gute belohnt Gott oft schon hier auf Erden, indem er die Menschen (über alles) in allem segnet. Die volle Belohnung erfolgt aber erst nach diesem Leben. Sie besteht in dem Besitze des Himmels. Das Böse bestraft Gott ebenso oft schon auf dieser Erde, indem er den Menschen mit Elend aller Art heimsucht. Wer aber in der Sünde stirbt, der kommt entweder in das Fegfeuer, oder in die Hölle. In jenes führen uns geringere, in diese aber schwere Sünden. Das Fegfeuer ist eine zeitliche Strafe. Man wird hier durch Leiden von den Sünden gereinigt und kommt dann in den Himmel. Die Hölle aber dauert ewig. O wie schrecklich ist also

O möchte er diesen Werth nie durch die Sünde verlieren!

Die Menschenseele ist das Theuerste auf Erden,
Sie muß' von Gottes Sohn mit Blut erkaufet werden.

Das Gebet.

Wenn wir unser Herz zu Gott erheben, so beten wir. Beim Gebet sollen wir nur an Gott denken, sonst ist es ein leeres Lippengebet. Dieses aber hat bei Gott keinen Werth. Wir sollen oft und freudig beten. So will es Gott. Wer nicht beten mag ist weder fromm noch gut. Haben wir recht gebetet, so ist es uns wohl um's Herz. Man muß aber auch schön beten. Halb und verwirrte Worte gefallen Gott nicht. Die Hände müssen schön gefaltet und der Blick himmelwärts gerichtet sein. Wie ein Kind betet, daran sieht man am besten, ob es gut oder nicht gut sei. Wer recht betet, dem wird alles wohl gelingen. Gott verleiht ihm seine Gnade, seinen Segen.

Heb mit den Händen auch das Herz

So oft du betest himmelwärts.

Dein Gebet ist leerer Spott,

Denkst du nicht dabei an Gott.

Das fromme Kind.

Das fromme Kind denkt oft an den lieben Gott. Es hofft von ihm alles Gute. Das Gebet ist seine größte Freude. Deshalb besucht es recht fleißig die Kirche. Sie ist ihm ein heiliger Ort. Da faltet es seine Hände und betet mit Herz und Mund. Dasselbe lacht nicht, schwätzt nicht und schaut nicht hin und her. Es ist stille und eingezogen. Das fromme Kind ist aufmerksam auf das Wort Gottes. Nie unterläßt dasselbe sein Morgen-, Abend- und Tischgebet. Das fromme Kind schläft am Abend sanft und ruhig ein, Gott ist mit ihm.

Wenn die Kinder schlafen ein,
Wachen auf die Sterne,
Und es steigen Engelein
Nieder aus der Ferne,
Halten wohl die ganze Nacht
Bei den frommen Kindern Wacht.

Der Sonntag.

Der Sonntag ist der Tag des Herrn. Es ist der erste Wochentag. Alle Geschäfte ruhen. Nur die gewöhnlichen Hausarbeiten werden verrichtet. Jedermann zieht sein Sonntagskleid an und geht in die Kirche. Der Priester verkündet auf der Kanzel das Wort Gottes. Die Gläubigen hören aufmerksam zu. Der Priester verrichtet das hl. Messopfer. Die Gläubigen werfen sich auf die Kniee und beten

Das Pfingstfest.

Der heilige Geist kam in Gestalt feuriger Zungen auf die Apostel herab. Zum Andenken an diese hochwichtige Begebenheit feiern wir das hohe Pfingstfest. Der heilige Geist erleuchtete und stärkte die Apostel zu ihrem heiligen Amte. Wir danken am Pfingstfeste Gott für diese so große Gnade. Der heilige Geist ist auch jetzt noch in unserer heiligen katholischen Kirche. Er wird bei ihr bleiben bis an das Ende der Welt. Deswegen kann sie auch nicht fehlen und nicht irren. Wir aber sollen besonders am Pfingstfeste den heiligen Geist anrufen, daß er auch über uns herabkomme. Er möge uns beistehen, daß wir nur die Wege des Herrn wandeln. Ohne Beistand des heiligen Geistes kann uns nichts gelingen, was je nützen und frommen kann. O heiliger Geist sei stets bei mir.

Komm' heil'ger Geist herab zu mir,
Erluchte mich, ich folge dir,
Laß weise mich und fromm und rein
Und immer ein Kind Gottes sein.

Mariä Himmelfahrt.

Die heilige Jungfrau ist die Mutter Gottes geworden. Sie war die frömmste Jungfrau auf Erden. Nach ihrem Tode ist sie dafür aber auch in den Himmel aufgenommen worden. Diese Aufnahme in den Himmel verherrlichen wir durch ein Fest. Es ist Mariä Himmelfahrt. Wir verehren sie an diesem

Tag als Himmelkönigin. Ihr zu Ehren werden Lieder gesungen. Wir preisen sie hoch als die Gesegneteste unter allen Weibern. Wir aber flehen sie auch um ihre Fürbitte an. Voll Erbarmen erhört sie unsere innige Bitte. Der Herr aber wendet ihretwegen uns Gnaden und Wohlthaten aller Arten zu. Was sie ihn bittet, das gewährt ihr der Herr. Wie glücklich sind wir die Erdenkinder eine so theuere Gottesmutter zu haben, die unser Elend und unsere Thränen sieht und uns so gerne zu Hilfe eilt!

Maria bitt' an Gottes Thron
Für mich bei Jesus, deinem Sohn,
Der hochgelobt sei allezeit,
Von nun an bis in Ewigkeit!

Der Tag.

Ein Tag ist ein Zeitraum von 24 Stunden. Jeder hat vier Tageszeiten, als: der Morgen, der Mittag, der Abend und die Nacht. Der Tag fängt um Mitternacht an und hört da wieder auf. Mitternacht ist Nachts 12 Uhr. An jedem Tag geht die liebliche Sonne prachtvoll auf und wieder unter. Es gibt Sonntage, Festtage und Werktage. An den zwei erstern wird Gott insbesondere verehrt, für sein Seelenheil gewirkt, an Werktagen wird gearbeitet. Wer nicht fleißig arbeitet wird ein Tagdieb, Müßiggänger genannt. Ein solcher wird von Gott und Menschen verachtet. Für jeden Augenblick unsers Lebens müssen wir einst am Tage des Gerichts,

zieht seine Kopfbedeckung ab und betet in der Stille. Die christliche Familie aber betet zu Hause laut in Gemeinschaft derselben. Neu gestärkt geht wieder alles zur Arbeit. Die Sonne eilt jetzt dem Westen zu, um uns bald den Abend zu verkünden.

© Gott, von dem wir Alles haben,
Wir preisen dich für alle Gaben,
Du speisest uns, weil Du uns liebst,
© segne, was Du huldreich gibst!

Der Abend.

Mit dem Abend beginnt die dritte Tageszeit. Mit goldener Pracht geht die Sonne am westlichen Himmel unter. Bald darauf sehen wir in jener Gegend das herrliche Abendroth glänzen. Nach und nach wird es kühler, und frischer Thau befeuchtet die Pflanzen. Der Landmann kehrt ermattet in seine Hütte zurück, und der Handwerker schließt seine Werkstätte. Der Hirt treibt die weidenden Rinder nach Hause, und der Schäfer führt die blöckenden Schafe in den nächtlichen Stall. Der Wanderer sucht sich eine schützende Herberge, und der mitleidige Mensch gewährt sie ihm mit Freuden. Voll Dank gegen den lieben Gott wird das einfache Mahl genossen. Die Abenddämmerung ist nun eingetreten. Es singen noch munter die jubelnden Vögel im freundlichen Hain, wie auch die schwingende Lerche auf schöner Flur. Endlich flimmert der Abendstern freundlich herab, und es erscheint der blaße Mond in seinem matten Lichte.

Jetzt ertönt feierlich die Gebetglocke. Alles betet voll Andacht den englischen Gruß. Die Kinder eilen ruhig nach Hause. Sie beten mit einander andächtig das Abendgebet. Dann wünschen sie jedermann eine gute Nacht, nehmen Weihwasser und sagen ernstlich und deutlich: Gelobt sei Jesus Christus und begeben sich sitzsam zur nächtlichen Ruhe. Bevor das Kind aber einschläft, erforscht es noch sein Gewissen, d. i. es denkt darüber nach, was es den Tag hindurch Böses gethan habe. Es erweckt dann Reue und Leid und nimmt sich ernstlich und fest vor nicht mehr zu sündigen und den lieben guten Gott zu beleidigen. Nur dadurch kann das Kind täglich frömmere und besser werden und so sich die Liebe Gottes mehr und mehr erwerben. Ein schönes Abendgebet für Kinder ist dieses:

Bevor ich mich zur Ruhe leg',
Ich Händ' und Herz zu Gott erheb',
Und sage Dank für jede Gab',
Die ich von Dir empfangen hab',
Und habe ich beleidigt Dich!
Verzeih' mir's, Gott, ich bitte Dich!
Im Namen Jesu schlaf' ich ein,
Gott, ewig, ewig bleib' ich Dein!

Die Nacht.

Die Nacht, die vierte und letzte Tageszeit, ist herangebrochen. Die freundliche Sonne hat längst schon von uns Abschied genommen. Deshalb ist die

Das Pfingstfest.

Der heilige Geist kam in Gestalt feuriger Zungen auf die Apostel herab. Zum Andenken an diese hochwichtige Begebenheit feiern wir das hohe Pfingstfest. Der heilige Geist erleuchtete und stärkte die Apostel zu ihrem heiligen Amte. Wir danken am Pfingstfeste Gott für diese so große Gnade. Der heilige Geist ist auch jetzt noch in unserer heiligen katholischen Kirche. Er wird bei ihr bleiben bis an das Ende der Welt. Deswegen kann sie auch nicht fehlen und nicht irren. Wir aber sollen besonders am Pfingstfeste den heiligen Geist anrufen, daß er auch über uns herabkomme. Er möge uns beistehen, daß wir nur die Wege des Herrn wandeln. Ohne Beistand des heiligen Geistes kann uns nichts gelingen, was je nützen und frommen kann. O heiliger Geist sei stets bei mir.

Komm' heil'ger Geist herab zu mir,
Erleuchte mich, ich folge dir,
Laß weise mich und fromm und rein
Und immer ein Kind Gottes sein.

Mariä Himmelfahrt.

Die heilige Jungfrau ist die Mutter Gottes geworden. Sie war die frömmste Jungfrau auf Erden. Nach ihrem Tode ist sie dafür aber auch in den Himmel aufgenommen worden. Diese Aufnahme in den Himmel verherrlichen wir durch ein Fest. Es ist Mariä Himmelfahrt. Wir verehren sie an diesem

Das Jahr.

Das Jahr ist ein bestimmter Zeitraum. Dasselbe fängt an am 1. Januar und endet mit dem 31. Dezember. Es enthält 365 Tage oder 52 Wochen oder 12 Monate. Jahreszeiten werden 4 gezählt. Sie sind der schöne Frühling, der heiße Sommer, der kühle Herbst und der kalte Winter. Die Jahre verschwinden schnell. Manche Menschen leben kaum 1 Jahr, andere aber werden über 80 Jahre alt. Der Tod ist ungewiß. Zu jederzeit sollen wir auf ihn vorbereitet sein. Jedes Jahr sollen wir daher mit Gott anfangen und mit Gott aufhören und enden. Für die unbenützten Jahre ziehen wir uns die gerechte Strafe Gottes zu. Darum laßt uns die kostbare Zeit recht benutzen und gut und edel anwenden.

Mit Gott sang' an, mit Gott hör' auf,
Dies ist der schönste Lebenslauf.

Der Frühling.

Schön und herrlich ist die Frühlingszeit. Von der Wärme der Sonne, zerschmelzen Eis und Schnee. Wiesen, Wald und Flur hüllen sich ein grünes Kleid. Liebliche Blümchen aller Art kommen aus der Erde hervor und erfreuen uns durch ihre Schönheit, wie durch den süßen Wohlgeruch. Die Bäume belauben sich und entfalten die schönste Blütenpracht. Silberner Thau befördert das Wachsthum der Pflanzen.

Der Wald erschallt von dem Lob- und Dankliede der muntern Sänger. Die Lerche erhebt sich in die blaue Luft und trillt ihr munteres Liedchen. Der Storch erscheint auf der Höhle des Kirchthurmes und erfreut die Kinder durch sein Geklapper. Der Kuckuk ruft aus dem düstern Walde beständig: Kuckuk! Die Schwalbe kommt wieder aus weiter Ferne und erfreut uns durch ihr Gezwitzchen. Der Schmetterling schlüpft aus seiner Hülle und flattert von Blume zu Blume. Der Landmann geht freudig hinaus auf das Feld und arbeitet vom frühem Morgen bis zum späten Abend. Die Mutter bebaut den Garten, der bald in schönstem Schmucke da steht.

Die Kinder spielen und jauchzen im Freien. Leben, Lust und Freude ist in der ganzen Natur.

Schöner noch als im Frühling wird unser Leben nach der Auferstehung vom Grabe sein. Die Freuden, die uns da bereitet sind, können wir jetzt noch nicht begreifen und nicht fühlen. Darum wollen wir nur in Gott leben, um uns ja gewiß am ewigen Frühlinge des Himmels erfreuen zu dürfen.

Frühlingszeit, schönste Zeit,
Die uns Gott der Herr verleiht,
Weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Heerde,
Last die jungen Lämmer springen,
Last die lieben Vögel singen,
Menschen, eures Gottes denkt,
Der euch so den Frühling schenkt.

Schau' überall in die Natur,
Der Bach, der Baum, die schöne Flur,
Der Vogel und der Blümchen zier'?
Es ist ein Gott! ruft alles dir!

Der Sommer.

Der liebliche Frühling ist verschwunden und der heiße Sommer ist herangekommen. Die Tage sind lang und die Nächte sind kurz. Der Himmel ist meistens blau, klar und hell. Die Erde ist oft recht trocken, und die Gewächse neigen sich welkend zu ihr nieder. Doch in der Nacht wird die Luft kühler, und feuchtender Thau steigt von der Erde auf, der die Pflanzen alle erfrischt und wieder auf's Neue belebt. Feld, Wald und Wiese stehen im schönsten grünen Schmucke da, und tausenderlei Blumen zieren die Erde. Zuweilen umwölkt sich der Himmel, es blitzt und donnert, und warmer Regen erfrischt die lechzende Flur. Aber nicht selten stürzt dann auch Hagel hernieder und zernichtet die Hoffnung des fleißigen, arbeitsamen Landmannes. Im Sommer wird Heu bereitet und das nährrende Getreide in die Scheune gesammelt. Die Beeren im Walde und im Garten werden reif und schmecken uns sehr gut. Am frühen Morgen, wie am späten Abend wird unser Ohr durch den lieblichen Gesang der Vögel erfreut. Wie prächtig ist also auch der Sommer. Der liebe Gott ist es, der die Sonne so warm scheinen läßt, der uns den heitern Himmel gibt, der mit mildem Thau die

Pflanzen benezt, der erquickenden Regen aus den Wolken sendet, der die Erde so schön kleidet, der Nahrung für Menschen und Thiere wachsen und gedeihen läßt, der allem Wachsthum und Segen gibt. Die Kinder sollen ohne dem allgütigen Schöpfer zu danken, kein duftendes Blümlein brechen, kein Beerchen pflücken, kein Stücklein nährendes Brod essen, kein Tröpflein labender Milch genießen. Alles, alles ist vom lieben, guten Gott!

Sommerzeit, heiße Zeit!
Sonne brennt wohl weit und breit,
Aber Gott schickt milden Regen,
Schüttet alles Feld voll Segen,
Schenkt dem Schnitter volle Aehren,
Brod genug, uns all' zu nähren.
Menschen merkt es, Gott ist gut;
Daß er so im Sommer thut!

Der Herbst.

Der heiße Sommer ist vorüber, dem kühleren Herbst hat er Platz gemacht. Die Sonne geht später auf und früher unter. Tag und Nacht sind gleich lang. Was noch auf dem Felde ist, reift und wird in die Scheune gesammelt. Die Obstbäume prangen mit herrlichen Früchten. Das Aug der Kinder kann sich nicht genug daran ergötzen. Das Obst wird abgenommen und man füllet Kammer und Keller. Wie süß schmecken da die Aepfel, Birnen, Zwetschgen,

Kirschen! Aber auch die Trauben gelangen zur Reife. Sie werden von den Reben abgeschnitten und aus ihnen wird der stärkende Wein gepreßt. Bald wehen nun rauhere Winde über die Stoppelfelder, dichte Nebel schweben über dem Thale, graues Gewölke verhüllt die mildern Strahlen der lieblichen Sonne. Da verstummt der melodische Gesang der Vögel. Die Zugvögel ziehen in ein wärmeres Land.

Die Pflanzen hören auf zu wachsen, das Laub der Bäume färbt sich und fällt ab, die Blumen senken sich und verwelken. Der Thau, welcher in der kühlen Nacht aufsteigt, verwandelt sich in zerstörenden Reif. Der Landmann drescht das nährenden Getreide, und genießet dankbar die erhaltenen Gaben des bald sich endenden Jahres.

An was erinnert uns der Herbst? Daran, daß auf Erden alles vergänglich ist. Auch wir Menschen werden vielleicht sehr bald in das dunkle Grab sinken. Bringen wir daher auch viele schöne Früchte, nämlich gute Werke, und wir werden hiefür im Himmel unvergängliche Güter erhalten.

Herbstzeit, reiche Zeit!
Gott hat Segen ausgestreut,
Daß sich alle Bäume neigen,
Von den fruchtbelad'nen Zweigen,
Schaut umher mit Vaterblicken,
Wie sich alle d'ran erquicken,
Menschen, nehmt die Gaben gern,
Aber ehret auch den Herrn!

Der Winter.

Die schönere Zeit des Jahres ist verflossen, und es beginnt nun der kalte Winter. Die Sonne geht erst um 8 Uhr auf und schon wieder um 4 Uhr unter. Daher sind die Tage kurz und die Nächte lang. Die Sonnenstrahlen fallen sehr schief auf die Erde, weshalb sie auch nur wenig erwärmen. Der Himmel ist gewöhnlich bewölkt. Die Erde ist mit einem weißen Kleide angethan, das die Saaten erwärmt. Vieles Wasser ist in Eis verwandelt. Die Bäume sind mit Duft behangen. Der Ostwind weht rauh und kalt. Der liebliche Gesang der Vögel schweigt. Die Schneesgänse ziehen in geordneten Reihen dem Süden zu. Viele Thiere liegen erstarrt im Winterschlaf. Andere erhalten dicke Haare zum Schutze gegen Frost und Kälte. Der Landmann Drescht das Getreide, fällt und spaltet Holz, düngt seine Aecker und Wiesen. Die Mutter und die fleißigen Mädchen spinnen in der warmen Stube Wolle und Hanf.

Die Kinder gehen den ganzen Tag in die Schule und lernen recht fleißig. In der Freizeit schleifen sie auf dem glatten Eise, und fahren mit dem Schlitten auf der Schneebahn. Auch der Winter hat viele Freuden, doch sehnt sich Jedermann nach dem milden Frühling. Im Winter ruht die Erde aus, damit die Pflanzen im Sommer wieder besser gedeihen können. Der liebe Gott hat doch alles so weise und gut eingerichtet.

Wie die Erde im Winter, so werden wir einst im Grabe ausruhen und uns nach der Auferstehung

sehnen. Wohl uns, wenn wir nicht von einem ewigen eisigen Winter, d. ist von der Finsterniß der Hölle festgehalten werden, sondern bald eingehen dürfen zu den herrlichen Freuden des Himmels.

Winterszeit, kalte Zeit!
Aber Gott schenkt warmes Kleid,
Dichten Schnee der kahlen Erde,
Warmes Wollenfell der Heerde,
Federn reich den Vogelschaaren,
Daß sie keine Noth erfahren,
Menschen, Haus und Heerd auch euch,
Lobet ihn, der so gnadenreich!

Die Sonne.

Die Sonne ist ein Himmelskörper. Dieselbe ist sehr weit von uns entfernt. Sie ist sehr groß, rund und schön. Unsere Erde, die wir bewohnen, wird von ihr erleuchtet und erwärmt. Sie geht täglich auf und nieder. Wenn die liebliche Sonne aufgeht, so wird es Tag, und wenn sie untergeht, so wird es Nacht. Im Sommer scheint sie heiß, im Winter aber dagegen erwärmt sie nur wenig. Im Sommer scheint sie lange, im Winter nur kurze Zeit. Die Sonne ist eine der größten Wohlthaten Gottes. Sie ist ein prachtvolles Kunststück des allweisen Schöpfers, des gütigen Gottes. Ohne sie könnte nichts wachsen, nichts gedeihen und reifen. Gott hält sie im freien Himmelsraume. Sie ist also eine große Gutthat für uns Erdenbewohner. Dies erkennt er auch der

und mildert die Finsterniß der Nacht. Wie nützlich und angenehm ist er da dem Wanderer! Wie vielen Gefahren entgeht hiedurch der Mensch! In wiefern sollen wir dem Mond nicht gleichen? In der Unbeständigkeit. Wir sollen uns das Gute fest vornehmen und nie mehr davon ablassen. So machten es die Heiligen, insbesondere die heilige Jungfrau Maria. Deswegen sieht man sie öfters abgebildet mit dem Monde zu ihren Füßen. Dies Abzeichen deutet an, daß sie, dem stäten Wechsel des Mondes entgegen über allen irdischen Wechsel und über alles Schwanken zwischen Gut und Böß erhaben war. Welch ein erhabenes Vorbild für uns Christen! Mit süßer Freude wollen wir also sie, die seligste Jungfrau nachahmen.

Es erfreut sich ein gutes Kind,
Daß Sonne, Mond und Sterne sind.

Gottes Vaterauge wacht
Auch über uns in finsterner Nacht.

Die Sterne.

Raum ist das große Himmelslicht im Westen untergegangen, so erscheinen die funkelnden Sterne, diese lieblichen Lichter des Himmels. Jedes fühlende Herz betrachtet sie so gerne; denn hold und freundlich blicken sie zu uns hernieder und erhellen spärlich die dunkle Nacht. Die Kinder halten die funkelnden Sternlein für brennende Lichtlein am Himmel, aber sie sind prachtwolle Himmelskörper wie die Sonne

und der Mond. Die meisten sind sogar viel größer als unsere Erde. Die Sterne sind unzählbar, wie der Sand am Meer. Millionen sehen wir, aber Milliarden erreicht unser Auge auch mit den besten Ferngläsern nicht. Dieselben funkeln sehr lieblich am schönen Firmamente. Man sieht sie nur bei finsterner Nacht, denn sobald der liebliche Morgen graut erblassen sie. Die Sterne sind seit der wundervollen Welterschöpfung am Himmel. Sie bewegen sich und doch stößt keiner an den andern an. Wie weise muß daher der Schöpfer derselben sein. O großes Wunder, wer vermag dies zu fassen und es zu begreifen! Die Größe der Schöpfung reicht über unsere Gedanken hinaus. Was aber sind die Lichter des Himmels? Sie sind große Weltkörper, wie Sonne, Mond und Erde. Gott setzte sie am vierten Tag in den freien Himmelsraum, wo er sie seitdem trägt und lenkt. O staunen wir; keiner berührt je den andern, überall die schönste Ordnung und Regelmäßigkeit! Was verkündet uns mehr die Größe und Erhabenheit Gottes, was mehr die Allmacht und Weisheit des Schöpfers? Rufen wir also mit dem Psalmisten aus: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände. Richteten wir auch unsern Blick hinauf zu dem, der über den Sternen thronet, und beten ihn voll Demuth an!“ Auch uns Menschen ist vom Schöpfer eine Lebensbahn, die Bahn der Tugend vorgezeichnet. Schreiten wir unverrückt auf ihr, so gelangen wir sicher zum Ziele, und werden, wenn wir hienieden Gott treu gedient haben, wenn die Sterne auch zerfallen sind, dann am

jüngsten Tage, wo der Sohn Gottes mit seinen Engeln auf der Erde erscheinen wird, um über die Menschen Gericht zu halten, um jedem nach Verdienen zu lohnen oder zu strafen, wenn die Sonne, Mond und Sterne vom Himmel fallen, ewig in Gott leben, ewig in innigster Harmonie mit Millionen unsterblicher Geister im Reiche Gottes thronen. Jeder Stern am Himmelsgezelte soll uns auch an das furchtbare Strafengericht Gottes erinnern und uns ewig zum Guten ermahnen.

Vom Himmel wird zu seiner Zeit
Der Heiland wieder kommen,
Du richtest nach Gerechtigkeit
Die Bösen und die Frommen.

Die Erde.

Die Erde ist der Wohnplatz der Menschen. Sie macht mit Sonne, Mond und Sternen die Welt aus; mithin ist sie auch ein Weltkörper. Dieselbe hat eine kugelförmige Gestalt und schwebt frei im Himmelsraume. Wer anders hält sie als Gottes Hand? Darum wird Gott Vater als Schöpfer derselben öfters mit einer Kugel auf der Hand abgebildet. Sie bedeutet die Erdkugel, welche ganz in der Macht Gottes steht und liegt. Gott hält die Erde durch die Anziehungskraft, die er in die Sonne gelegt hat. Aber auch vom Mittelpunkte der Erde geht eine Kraft aus, welche alle Gegenstände auf ihr anzieht, so daß sich gar nichts von ihr entfernen kann. Wie wunderbar! Die Erde ist ein Planet; denn sie bewegt sich um die

Sonne und empfängt von ihr das wärmende Licht. Die Zeit, in welcher sie ihre Bahn um dieselbe vollendet, nennen wir ein Jahr. Die Bewegung der Erde um die Sonne ist von Westen gegen Osten; desßwegen geht diese im Osten auf und im Westen unter. Die Oberfläche der Erde beträgt 9,288,000 Quadratmeilen, ihr Umfang 5400 und der Durchmesser 1720 Meilen. Welche ungeheure Größe, und doch ist die Erde nur klein zu nennen im Vergleich mit vielen andern Himmelskörpern.

Wie großartig und bewunderungswürdig ist nicht die ganze Schöpfung!

Seit Jahrtausenden wandelt die Erde ruhig ihre Bahn, und zahllose Geschöpfe aller Art finden auf ihr Leben und Aufenthalt. Sie verdanken dies der unbegrenzten Liebe Gottes. Wir Menschen finden auf ihr aber auch unsere Erlösung durch Jesus Christus. Desßwegen sehen wir das holde Christuskind öfters mit der Erdkugel abgebildet, auf der ein kleines Kreuz aufgerichtet ist. O nehmen wir hier alle das Kreuz auf uns und folgen Jesu nach! Auf der Erde ist unser Bleiben nicht, wir machen auf ihr nur eine Pilgerreise in's himmlische Vaterland. Ist es also nicht thöricht, sein Herz an sie zu ketten, da man sie doch verlassen muß? Ja, es kommt der Tag, an dem sogar die Erde selbst in Trümmer zerfallen wird. Das wollen wir bedenken und nach einer Wohnung trachten, die nimmer zerstört wird, sondern ewig uns Freuden in Fülle darbietet!

Was wir schauen hier auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden.

Die letzten Dinge des Menschen.

Der Tod.

Alle Menschen sind dem Tode verfallen; sie müssen sterben. Durch Adam kam die Sünde in die Welt und mit ihr der Tod. Doch worin besteht derselbe? In der Trennung der Seele vom Leibe. Da geht eine große Veränderung mit dem Menschen vor. Mit der Seele entweicht das körperliche Leben; regungslos, kalt und starr liegt der Mensch da und man sagt: Er ist todt. Um den Leichnam her stehen die Verwandten; sie weinen, klagen und beten. Der Leib wird endlich zur Erde bestattet, wo er verweset. Wo aber geht die Seele hin? Sie folgt dem Winke des Allmächtigen, der sie vor seinen Richterstuhl fordert. Seliger Lohn oder gerechte Strafe wird sie empfangen, je nachdem der Mensch Gutes oder Böses gethan. Wie wichtig ist demnach für uns die Todesstunde! O sie erfüllet unser Gemüth jetzt schon mit banger Scheu. Da müssen wir zurücklassen, was wir mühsam errungen, dem wir leider oft unsere ganze Lebensthätigkeit gewidmet haben. Nichts wird uns mitgegeben, als ein altes Kleid, eine Hand voll Spähne und eine enge Bahre. Im Tode trennen wir uns von allen unsern Lieben, Freunden und Verwandten; ja alles, was uns lieb und theuer war, bleibt zurück. Wie schmerzhaft berührt uns dieser Gedanke! Im Tode verfallen wir einer Ungewißheit anheim; denn wir wissen nicht, wohin wir kommen, welches Loos unser wartet. Und das Leben sträubt

es sich nicht gegen den Tod? Dies liegt in der Natur; alles Lebendige will ihm entfliehen. Darum auch der harte Todeskampf der meisten Menschen. Doch wie stirbt der wahre Christ? Er empfängt voll Inbrunst die heil. Sterbsakramente und stirbt muthig; denn er weiß, daß nun ein neues, besseres Leben beginnen werde; er weiß, daß sein Erlöser lebt und ihn zu seinem Liebesmahle im göttlichen Reiche rufe; er weiß, daß die Zeit der Bewährung, die Zeit der Mühsale und Leiden jetzt ende und die schöne Zeit der wahren Freude und des himmlischen Trostes endlich herankomme. — Wie aber stirbt der Ungerechte, der Sünder? Ihm ist der Tod nur Schrecken; denn furchtbar treten seine Lasterthaten und Sünden vor seine bange Seele und verkünden ihm ewiges Elend, das nun beginnen soll. Vorbei sind seine Freuden, vorbei die Genüsse seiner Sinne, einem Leben fällt er anheim, das nur Kummer und Qual in sich birgt. Als Vorbeispiel erscheint ihm die Glut der peinigenden Schmerzen, die in seinem kranken Körper wühlen. Unnennbares Gefühl des Bösen in dieser verhängnißvollen bitteren Stunde! Darum, o Christ, denke an deinen Tod, an den letzten Augenblick deines Lebens und sündige nicht mehr! O der Tod kommt, sei es früher oder später, ganz gewiß, nie wirst du ihm entrinnen, ihm entfliehen können; denn allen ist's bestimmt, einmal zu sterben. Lebe heilig und gerecht, und du darfst dem Tode freudig in die Augen schauen; er wird dir dann als liebevoller Freund begegnen, um dich einzuführen zu den wonnevollen, süßen Freuden des Herrn.

Kurz ist die Zeit des Lebens und nahe der Tod; allein er lächelt freundlich dem, welchen er reich an guten Werken findet.

Den, den der Tod nicht besser macht,
Hat nie mit Ernst daran gedacht.

Das Gericht.

Nach dem Tode hat die Seele des Menschen vor Gott zu erscheinen, um über ihr Thun und Lassen im irdischen Leben gerichtet zu werden. Dies ist das besondere oder geheime Gericht.— Gottes Barmherzigkeit hat nunmehr ihr Ende erreicht, seine Gerechtigkeit verlangt nun volle Genugthuung. Darum spricht die Stimme Gottes zur Seele: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!“ Wie furchtbar ernst ist nicht dieser Augenblick! Wohl der heiligen und gerechten Seele, welche Gottes Gnade treu benützte, also rein von aller Schuld befunden wird; sie wird sogleich frohlockend eingehen in die liebliche Wohnung des wohnigen Himmels, Mit Zittern und Beben dagegen wird die lasterhafte Seele vor dem göttlichen Richter stehen, und ihre schwere Schuld vernehmen. Wehe ihr, sie wird in die Hölle, den Ort der ewigen Schmach und Pein, verstoßen werden. Mit welchem furchtbaren Entsetzen wird sie das Angesicht Gottes verlassen! O gräßlicher Augenblick! Möchte er uns alle vom Bösen, von Sünde und Laster abschrecken und ferne halten! Wehe aber auch der mit kleiner Schuld beladenen Seele, selbst sie darf noch nicht

weilen am Orte der Reinheit, im Fegfeuer muß sie büßen, bis sie den letzten Heller wird bezahlt haben.

Am Ende der Welt wird sodann ein zweites Gericht und zwar über alle Menschen zugleich gehalten werden. Dies ist das allgemeine oder öffentliche Gericht. Hiezu wird auch der Leib des Menschen auferstehen, indem er durch Gottes Allmacht wieder hergestellt und mit der Seele vereinigt wird. Möglicherweise werden alle, die je auf Erden gelebt, die Stimme des Sohnes Gottes hören und zum Gerichte kommen müssen. Die Guten und Frommen werden mit verklärtem, die Bösen und Lasterhaften dagegen mit abschaulichem Leibe auferstehen. Jetzt wird der göttliche Richter selbst in den Wolken des Himmels in unaussprechlicher Herrlichkeit erscheinen und, umgeben von allen Engeln, auf den Thron seiner Allmacht sich niederlassen. Die ausgesandten Engel werden alle Völker vor dem Richterstuhle Gottes versammeln und die Guten von den Bösen absondern; jene werden sie zur Rechten, diese aber zur Linken stellen. Eines jeden Gedanken, Worte und Werke werden vor allen aufgedeckt und es wird darüber die strengste Rechenschaft gefordert werden. Welche Ehre für die Gerechten und welche Schande für die Gottlosen wird solche Enthüllung sein! Endlich wird Jesus Christus das Urtheil fällen. Zuerst wird er sich voll Huld zu den Gerechten wenden und zu ihnen die lieblichen Worte sprechen: „Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters, besizet das Reich, welches seit Grundlegung der Welt euch bereitet ist!“ Welch unbeschreibliche Wonnen werden diese Auserwählten empfinden! Wie glücklich

werden sie die Tage preisen, die sie in der Furcht Gottes hier auf Erden wandelten! Darauf wird der göttliche Richter seinen zürnenden Blick auf die Gottlosen werfen und ihnen die donnergleichen, furchtbaren Worte zurufen: „Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet worden ist!“ Welch unnennbarer Schrecken wird also die Verdammten ergreifen! Wie schmerzlich werden sie es bereuen und beweinen, hienieden bloß der Welt und ihren nichtigen Gelüsten gebient zu haben! Jubelnd werden nun die Gerechten, die Auserwählten gen Himmel ziehen und ewiges Leben genießen; die Gottlosen hingegen werden zähneknirschend zur Hölle fahren, wo sie ewige Pein erstehen müssen.

Herrlich ist sonach der Lohn der Tugend, aber auch furchtbar die Strafe des Lasters. Erwägen wir dieses täglich im Herzen! Wie thöricht sind wir, um der kurzen irdischen Genüsse willen die ewigen himmlischen Freuden außer Acht zu lassen und sie so leichtsinnig zu verschmerzen!

Beeilen wir uns demnach, Buße zu thun und hernach ein Gott angenehmes, frommes Leben zu führen, damit auch wir einst zu den Ueberseligten gehören und Gottes unaussprechlicher Segen zu ewigen Zeiten auf uns ruhe!

Kommen wird ein Tag voll Schrecken,
Der jede Sünde wird aufdecken.

Das Fegfeuer.

Das Fegfeuer ist der Ort, wo die in der Gnade Gottes abgesehenen, aber noch nicht ganz reinen Seelen so lange büßen müssen, bis sie vollkommen gereinigt in den Himmel eingehen können. Dahin kommen daher diejenigen Seelen beim Tode des Menschen, welche noch mit läßlichen Sünden oder auch mit zeitlichen Strafen nach bereits vergebenen Sünden belastet sind. Insofern sie der göttlichen Gerechtigkeit also nicht genug gethan haben, muß das im Fegfeuer geschehen. Solche Seelen befinden sich immerhin noch in der heiligmachenden Gnade Gottes, da diese durch die läßlichen Sünden nicht geraubt, sondern bloß geschwächt wird. Sie sind demnach gute auserwählte Seelen; allein ihre Gerechtigkeit ist noch unvollkommen. Deswegen kommen sie an einen Ort, wo sie gestraft, jedoch gerade hiedurch, wie Gold im Feuer, gereinigt und geläutert werden. Man nennt das Fegfeuer deshalb auch Reinigungsort. Es ist sonach ein Ort der Qual und Pein, worüber der heilige Augustin sagt: „Mit demselben Feuer, womit der Verdammte gepeinigt wird, wird der Auserwählte gereinigt.“ Das größte Leiden der Seelen im Fegfeuer besteht jedoch darin, daß sie der Anschauung Gottes beraubt sind, weshalb sie ein schmerzliches Verlangen nach Gott tragen und sehulichst des Tages der Erlösung harren. O wie arm und bemitleidenswerth sind also diese Seelen! Daher nennen wir sie auch arme Seelen. Doch ein süßer Trost bleibt ihnen, und dieser Trost heißt Hoffnung. Die Zeit

der Erlösung kommt ganz gewiß für sie, sollte sie auch erst am Ende der Welt eintreten, wo das Fegfeuer ja aufgehoben wird. Damit welchem Entzücken werden sie als Selige eingehen in die herrlichen Freuden des Himmels! Auch die Seelen im Fegfeuer nehmen somit an der Erlösung Jesu Christi Theil, sie gehören zu seiner Heerde und hiedurch zu der von ihr gestifteten Kirche. Weil sie aber noch zu leiden haben, so nennt man sie die leidende Kirche. Sie steht in innigster Gemeinschaft mit den Heiligen im Himmel, als der triumphirenden, und mit den Rechtgläubigen auf Erden, als der streitenden Kirche. Beide können den armen Seelen zu Hilfe eilen, daß sie durch Gottes unendliche Barmherzigkeit ihre Erlösung früher finden. Bei den Heiligen kann dies geschehen durch ihre mächtige Fürbitte bei Gott. Darum lassen sie beständig ihre Bitten für sie zu Gott aufsteigen und bringen ihre himmlischen Verdienste dar; sie bitten ihn, er möge das, was er an ihnen gut und verdienstlich gefunden, huldvollst ihren armen unglücklichen Brüdern zurechnen und zu gut kommen lassen. Ohne Unterlaß bringt auch die Kirche Gottes auf Erden für dieselben Gebete und das heiligste Opfer dar.

Wir, ihre Glieder, nützen den armen Seelen aber, wenn wir für sie beten, ihnen gute Werke darbringen, denselben fürbittweise Ablässe zuwenden und ihnen insbesondere durch das heilige Messopfer liebevoll gedenken.

D eilen wir ihnen, den schwer Bedrängten, hiedurch also oft und freudig zu Hilfe!

Nach ihr tragen sie großes Verlangen, da sie sich

selbst auf keine Weise helfen können. Dadurch verrichten wir ja auch für uns ein geistiges Werk der Barmherzigkeit. Die früher erlöste Seele aber wird sich sodann gewiß voll Dank niederwerfen vor den Thron des Allerhöchsten, des Dreimal-Heiligen und uns seine Gnade ersuchen, ein schuldloses, frommes, gottgefälliges Leben zu führen, um sogleich nach dem Tode eingehen zu können in die herrliche Wohnung des Lichtes und des ewigen Friedens.

Die Hölle.

Die Hölle ist ein Ort der höchsten und ewigen Peinen für die Verdammten. Sie ist das Land des namenlosen Jammers und fürchterlicher Finsterniß. In ihr wird Heulen und Zähneknirschen sein. Den Leib des Menschen werden einst Feuerflammen umgeben, so daß seine Schmerzen unbeschreiblich sind. Die Seele wird von den Vorwürfen des bösen Gewissens schwer zu leiden haben. Die größte Strafe wird jedoch darin bestehen, daß die Verdammten von der Anschauung Gottes ewig ausgeschlossen sind, ja, nie und nimmer werden sie das liebliche, huldvolle Angesicht des himmlischen Vaters sehen dürfen. O, der Qual, o, des Schmerzens! Wen aber werden sie zum immerwährenden Entsetzen sehen? Den Teufel mit seinem verruchten Anhange, welcher ihre Qualen und Peinen noch vermehren wird. Ausgeschlossen sind sie, die Verdammten, von der Kirche Jesu Christi, ausgeschlossen von der Barmherzigkeit Gottes; nie-

mand kann ihnen daher auch nur im geringsten nützlich werden. Ohne Linderung, ohne Ende ist ihre schreckliche, unermessliche Pein. Diese Hoffnungslosigkeit aber führt sie zur rasendsten Verzweiflung.

In die Hölle kommen solche Menschen, die in einer Todssünde sterben. O möchten sich daher die Sünder doch alle, so lange sie noch hienieden wandeln, von Herzen befehlen, um doch ja nicht auf ewig in die Hölle verstoßen zu werden! Will mich die Lust zur Sünde anwandeln, so will ich fortan rufen: Fort! fort! die Sünde führt zur Hölle. Aus meinem Herzen will ich jedes Laster reißen und nur die Tugend einlassen, damit ich beim großen Gerichtstage nicht der Gewalt des grimmigen Teufels verfallē, sondern in die schöne Zahl der selig Auserwählten aufgenommen werde. Der milde, gütige, barmherzige Gott möge seine allesvermögende Gnade hiezu verleihen!

Reizt dich die Sünd', reizt dich die eitle Freud',
Denk' an die Pein und Qual der Ewigkeit!

Der Himmel.

Der Himmel ist der Ort der höchsten und ewigen Glückseligkeit für die Gerechten. Die Glückseligkeit des Himmels wird gewöhnlich das ewige Leben genannt. Aus dem Himmel sind Sünde und Uebel, Leiden und Schmerzen, Kummer und Sorgen, Mühseligkeiten und Drangsale aller Art verbannt; in ihm ist nur Wonne und süße Freude. Der Herr des Himmels ist — Gott. Hier hat er seinen erhabenen Thron

aufgeschlagen, die ganze Welt mit Macht und Weisheit zu regieren und zu leiten. In Gottes Nähe sind die Engel; sie sind die Boten seines heiligen Willens, bringen ihm unaufhörlich Dank- und Loblieder dar und beten ihn in Ewigkeit an. In den wonnigen Gefilden des Himmels wohnen aber auch die Heiligen glücklich durch die immerwährende Anschauung Gottes, glücklich in dem Leben bei Jesus, der ihnen durch seine Erlösung den Eingang in's Himmelreich eröffnete, glücklich in der Gemeinschaft so vieler Gerechten, durch eine brennende Liebe innigst miteinander verbunden. O schönes Leben! Erringe es, o Christ, durch Wandeln in der Furcht des Herrn! Aus allen Heiligen und Engeln strahlt hervor die hochgebenedeite Himmelskönigin — die Mutter Gottes. Sie bittet ohne Unterlaß am Throne Gottes und mit ihr die Heerschaar himmlischer Geister, daß auch wir in das gelobte Land eingehen, also Genossen ihres himmlischen Glückes werden. Welch' erhabene Fürbitter für uns! O ehren wir ihre Liebe zu uns durch freudiges Entgegenkommen ihrer Wünsche und Einsprechungen! Nach dem Himmel sei unser einziges und größtes Verlangen; denn nur der Himmel allein bringt uns ein dauerndes Glück. In diesen Ort der Freude können jedoch nur diejenigen eingehen, welche ein reines Herz haben. Ein reines Herz hat, wer unbestechelt wandelt. Um also in den Himmel zu gelangen, sollen wir nie in eine Sünde einwilligen, sondern stets Werke der Tugend ausüben. Dieses sind Güter, welche uns im Himmel süße Freude bringen. Was nützen uns die Reichthümer der Erde, was die Freu-

den der Welt, wenn wir dabei den Himmel verlieren!
Wir wären dann arme, unglückselige Geschöpfe.

Darum auf, mein Kind, fliehe die Sünde, lebe fromm und gut und du wirst das ewige Leben, den Himmel, erben! Da wirst du deine theuren Eltern, Geschwister und Freunde wieder finden und mit ihnen Lust und Freuden genießen, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und die in keines Menschen Herz gekommen sind. O große Verheißung Gottes! Möchte sie doch allen Menschen zu Theil werden, damit alle so ihre Bestimmung auf Erden gefunden hätten! Gottes Gnade sei und bleibe bei uns jetzt und immerdar und sicher gehen wir dann zu den herrlichen Freuden des Himmels ein.

Es möge geschehen,
Gott wolle es geben!

Die aufgehende Sonne.

Ein weiser Lehrer wandelte an einem schönen Frühlingsmorgen hinaus auf's Feld. Seine zwei Söhne folgten ihm nach. Es ging eben die Sonne auf. Ein lieblicher Schimmer ergoß sich über das Thal hin, die zum Himmel ragenden Gipfel der Berge erglänzten im goldenen Morgenroth und die Vögel stimmten ihr munteres Lied an, den jungen Tag zu begrüßen. Da erhob der Vater andächtig sein Haupt gegen den Himmel und sprach mit bewegtem Gemüthe: „Seht, meine Söhne, dort steigt sie hinauf, die herrliche Sonne! Licht, Wärme und Leben strömt in ewiger

Fülle aus ihr, auf daß die Blumen und Früchte der Erde gedeihen und das Herz des Menschen sich freue; denn sie wandelt einher, Freude und Segen verbreitend.“

Die Sonne, liebe Kinder, sei uns ein Bild unsers irdischen Wandels! Was sie der Welt ist, das soll jeder Mensch sein, an der Stelle, dahin Gottes Hand ihn gesetzt hat. „Erfreuen und segnen, wie Gott und in Gottes Namen.“ Das ist der Sonne himmlisches Tageswerk; „und Wohlthun und Segen verbreiten, wie der gütige Vater im Himmel und im Namen des himmlischen Vaters.“ Dies ist auch der hohe Beruf des Menschen auf Erden. Die Sonne sendet den wohlthätigen Strahl über Gute und Böse, über die Hütte des Bettlers wie über des Königs Palast, und sie spiegelt sich im Thautröpflein nicht minder, als im unermesslichen Weltmeere.

Also sei auch das Herz des Menschen beschaffen. Er soll Gutes erweisen den Freunden wie den Feinden, soll ehren und lieben die Kleinen und Armen nicht minder als die Großen und Reichen; denn sie sind alle Kinder des nämlichen Vaters im Himmel.

Die Sonne endlich vollbringt ihr Tagewerk vom Aufgang bis zum Niedergang, ohne jemals müde und überdrüssig zu werden; denn sie betritt ihre Laufbahn mit freudigem Antlitz. So verhalte es sich also auch mit der Liebe des Menschen. Er verbittere niemals die Wohlthat durch harte Worte, welche der Seele des Leidenden wehe thun, sondern er wirke das Gute mit Liebe, ohne Verdruß und mit freudigem Antlitz, denn Gott liebt den fröhlichen Geber vor Allem.“

Nachdem der weise Vater so geredet hatte, sah er die Knaben freundlich an und schwieg. Die Söhne aber sprachen einstimmig: „Vater! wir wollen deiner Lehre gedenken und liebevoll wandeln hier auf Erden, wie die holde Sonne wandelt am schönen Himmelsgezelte.“

Die untergehende Sonne.

Bernhard und Valentin waren zwei glückliche Brüder, denn sie hatten einen weisen Vater und eine gottesfürchtige Mutter, welche sie innig liebten. Plötzlich aber starb die fromme, geliebte Mutter und die Knaben trauerten sehr und vergossen häufige Thränen um sie.

Nachdem sie den ersten Schmerz ausgeweint hatten, führte sie der Vater des Abends hinaus in das offene Feld. Die Sonne neigte sich eben zum Untergange und sendete nur noch ihre letzten Strahlen über die Erde herauf. Lange blickte der Vater sinnend in das sinkende und nun untergehende Gestirn des Tages. Dann sprach er zu den Kindern gewandt: „Süßen Trost, ihr Lieben, verkündet die untergehende Sonne uns in unserer Trübsal. Sehet, sie hat wieder Licht und Wärme und Leben ausgegossen über alle Geschöpfe der Erde; sie hat ihr Tagewerk vollendet und nun geht sie unter, und wir weinen nicht, daß sie uns verläßt, denn wir wissen: am heitern Morgen geht sie wieder schöner und herrlicher auf. Die unvergeßliche Mutter war für euch, liebe Kinder, wahrhaft

ein Bild der wohlthätigen Sonne. Denn sie hat euch gelehrt, aufzuschauen zum Himmel und beten und Gott fürchten, und damit hat sie eurer Seele besseres Licht und Wärme und Leben gegeben. Nun aber wollte der Vater im Himmel, der sie uns gegeben, daß sie uns wieder verlasse, und deshalb sollen wir uns nicht hingeben dem Uebermaße des Schmerzens; denn wir wissen ja, drüben im bessern Land geht sie schöner und herrlicher auf, um in Segen zu ernten, was sie im Segen hienieden gesäet hat.“

„Vater, mein Vater!“ sprach hierauf Valentin, der ältere Knabe, „schön ist deine Rede, und es ist uns nicht mehr so wehe im Herzen; denn wir werden sie wiedersehen, unsere geliebte Mutter.“

„Ja,“ sprach der Vater, „wir werden sie wiedersehen, so gewiß, als wir wiedersehen die liebliche Sonne am heitern Morgen.“

Raum hatte der Vater dies geredet, so zog eine dunkle Wolke daher und verhüllte den Mond, wie hinter einen dichten Schleier. Da jammerte der Knabe und ward böse auf die feindselige Wolke.

„Sei ruhig, mein Sohn,“ sagte der Vater, „und harre des Ausgangs! denn sieh', die dunkle Wolke ziehet vorüber und der liebe Mond wird herrlicher wieder hervortreten.“ Und so geschah es auch. Bald war die Wolke gewichen und der Mond ging hervor und sein Licht schien in neuem Glanze zu strahlen. Da freute sich das Herz des Knaben sehr und der Vater sprach also zu ihm: „Sieh', mein Kind, wie dem Monde, so geht es auch oft den gottesfürchtigen, tugendhaften Menschen. Es gibt nämlich in der Welt

überall Nichtswürdige, die da im Finstern wandeln, und es nicht leiden können, daß der Edle, der Fromme und Tugendhafte neben ihnen im Lichte stehe und glänze. Daher suchen sie seinen Glanz durch arge Lästerei und allerlei böse Kunstgriffe zu verdunkeln und zu verschwärzen. Aber am Ende triumphirt immer das Licht über die Anschläge der Finsterniß und die holde Unschuld geht aus dem harten Kampfe hervor in neuer Schönheit und Anmuth.“

„Darum, guter Ludwig, werde du nur gut und edel, dann wirst du die Bösen nicht zu scheuen und zu fürchten haben; denn sie können dir so wenig schaden, so wenig ein dunkles Gewölke den Glanz des lieblichen Mondes auszulöschen vermag.“

Der Mond.

Schweigend ruhte die Erde im sanften Schlummer des Mondes. Der Himmel war heiter und nur hier und da zog ein Wölklein vorüber. Da wandelte ein Vater mit seinem Knaben, der Ludwig hieß, nach Hause zurück, denn sie hatten miteinander einen lieben Vetter besucht und sich ein wenig verspätet. Ludwig sah immer mit besonderm Wohlgefallen hinauf zu dem blaß leuchtenden Monde. „Sieh' nur, mein Vater!“ so sprach der Knabe, „zu der mächtig strahlenden Sonne konnte ich nicht aufblicken, ohne geblendet zu werden; aber der liebe Mond glänzt so freundlich hernieder und sein Licht — wie ist es so mild, so sanft, so bescheiden!“ „Du weißt wohl, mein Sohn,“ ant-

wortete darauf der Vater, „der Mond hat keinen eigenen Glanz, sein Licht ist von der Sonne und es ist gerade, als ob er dieses wüßte, und darum so still und demüthig zwischen den funkelnden Sternen wandelt, und es ist seine Gestalt nur desto milder und lieblicher. Also, mein Kind, ist es auch mit dem Gottesfürchtigen, braven Menschen. Weil er wohl weiß, daß jegliche Tugend nicht bloß sein Werk, sondern vornehmlich Gottes heiliges Geschenk ist, indem wir ohne Licht und Kraft von Oben nichts Gutes zu wirken vermögen, so geht er einher mit seinen Brüdern — still und voll Milde und Demuth und seine unsterbliche Seele ist darum nur schöner vor Gott und den Menschen.“

Der Funke.

Johanna stand eines Tages mit ihren zwei Töchtern, Veronika und Lischen, am Herde, um sich am knisternden Feuer zu wärmen.

Veronika, die ältere Tochter, legte eben einige Scheitlein auf die glühenden Kohlen, um Feuer anzumachen, und blies aus vollen Backen hinein, so daß ein großer Funken heraussprühete und auf Veronika's Kleid fiel. Ach, mein Kleid! mein Kleid!“ schrie das erschrockene Mädchen, warf die Feuerzange, welche sie gerade in der Hand hielt, hastig von sich, streifte eilig mit beiden Händen den Funken hinweg, so daß das schöne Kleid noch unbeschädigt blieb.

Da sagte mit Unwillen Lischen, ihre jüngere

Schwester, die über das unvermuthete Geschrei erschrocken war: „Wie du aber auch einer Kleinigkeit wegen einen solchen Lärm machen kannst, als wenn schon das ganze Haus im Feuer stünde!“

Darauf nahm die Mutter das Wort und sprach zu Lischen: „Thörichtes Kind! deine Schwester verdient keinen Vorwurf; denn sie hat recht und nicht unverständig gehandelt. Das Geschrei, welches sie erhob, war der Ausdruck ihrer eifrigen Sorgfalt für die Erhaltung des Kleides. Hätte sie das glühende Köhlchen nicht gleich und auf der Stelle abgestreift, so wäre jetzt das schöne Kleid beschädiget und verdorben.“

In diesem Vorfalle, liebe Kinder, liegt für euch eine wichtige und heilsame Lehre. Jeder böse Gedanke, welcher in euerm Herzen sich regt, ist gleich einem glühenden Funken. Werdet ihr jedesmal gleich Anfangs und ohne Verzug dagegen kämpfen und ihn mit Abscheu tapfer zertreten, so werdet ihr eure Seele stets schuldlos und rein bewahren. Wer aber das ungerechte Verlangen nicht ungesäumt und schnell unterdrückt, bei dem wird der Funke zur Flamme, und die unreine Gluth nimmt überhand. Sein Herz wird mit Sünden und Schande besleckt und er steht dann in Gefahr, in namenloses Unglück zu stürzen.

Nimm dich vor kleinen Fehlern wohl in Acht,
Kleines hat schon großen Schaden oft gebracht.

Die Stornähren.

August war ein Knabe von hellem Verstande und großen Fähigkeiten. Was immer in der Schule gelehrt wurde, das faßte er richtig und schnell und er übertraf an Kenntnissen seine Mitschüler alle. Der Lehrer hatte deswegen große Freude an ihm. Aber mit Betrübniß bemerkte er auch, daß der Knabe täglich zunahm an Troß und eitler Einbildung; denn er sah über andere Knaben mit verachtendem Stolz hinweg und sein Mund war immer voll Prahlerei und hochmüthig an Worten.

Es jammerte den Lehrer des aufgeblähten Knaben und er gedachte in seinem Sinne: „Was nützt ihm doch sein Verstand und das Vielwissen ohne Güte und Demuth des Herzens? Es wird doch nichts aus ihm, wenn er nicht geheilt wird von seiner stolzen Einbildung.“

Indem er fort und fort jede Gelegenheit benützte, zu seiner Heilung beizutragen, führte er den Knaben eines Tages hinaus in's Freie.

Es war eben die Zeit, da die Früchte des Feldes herangereift waren und hie und da die Schnitter schon Garben banden. Und da sie vor einem schönen Kornacker standen und die Ähren im Winde rauschten, sprach der Lehrer: „Mein lieber August, du siehst hier mancherlei Ähren; die einen heben ihr Haupt stolz zum Himmel, die andern neigen sich tief zur Erde; sage einmal, welche von beiden ziehst du vor?“

„Die erstern,“ antwortete der Knabe, ohne sich

lange zu besinnen; „denn es geziemt den Hohen vor den Niedrigen immer der Vorzug.“

„So scheint es,“ versetzte der Lehrer, „aber du weißt wohl, daß der Schein gewöhnlich betrügt. Komm und sieh’!“

Und der Knabe trat hinzu, betrachtete die Aehren genauer und sprach voll Beschämung: „Ich habe geirrt, denn leer ist jegliche Aehre, die da emporsteht, ich finde kein Körnlein darin; aber schwer von Segen und voll sind alle, die sich hernieder neigen zur Erde.“

Da antwortete der Lehrer und sprach: „Sieh’, da hast du ein treues Bild des Stolzes und der Demuth gefunden. Wohlan, mein Sohn, wolltest du denn dem tauben, leeren Halme lieber gleichen, als der vollen, gesegneten Aehre?“

Der Knabe schwieg und schlug die Augen zu Boden. Und er nahm die Worte des liebevollen Lehrers zu Herzen und fing von dieser Zeit an, still und voll Demuth zu wandeln.

Der Feierabend.

Gotthold, ein frommer Vater, ging an einem Sonnabende hinaus in das benachbarte Feld, und neben ihm wandelte Philipp, sein Sohn. Es war eben die Zeit der Ernte und die Arbeiter des Feldes hatten die sechs langen Wochentage viel ausgestanden von der brennenden Sonnenhitze und manchen sauern Schweißtropfen vergossen. Da scholl auf einmal die Feierabendglocke von dem Kirchturme des Dörfchens.

Die Schnitter warfen die Sichel weg, schwangen ihre Hüte und jauchzten freudig auf. Und sie lagerten sich auf das weiche Gras der Felddrainage hin, wischten den Schweiß von der Stirne, sahen mit erfreutem Gemüthe zum Himmel und dankten dem lieben Gott, daß er ihnen Kraft und Gesundheit zur Arbeit und nun den ersehnten Feierabend beschert habe.

„Siehst du, mein Sohn,“ sprach jetzt Gotthold, „wie sich der müde Tagelöhner freut des Geläutes, welches ihm die willkommene Feierstunde verkündet; denn süß schmeckt ihm nach gescheshener Arbeit die Ruhe, und wenn er heimkommt, empfängt ihn der Hausvater voll Liebe und zahlt ihm mit freundlichem Antlitze den Tageslohn aus. Was meinst du aber, liebes Kind, wird wohl auch der Müßiggänger sich des Feierabends so herzlich freuen können, wird ihm dieser auch so willkommen sein, wie er dem treuen, ermüdeten Arbeiter ist? „Gewiß nicht, lieber Vater,“ antwortete Philipp, „der wird trübsinnig niederblicken zur Erde und seufzen; denn er hat weder Freude noch Lohn, sondern Unruhe und Vorwürfe zu erwarten,“

„Ja wohl, mein Kind,“ sprach der Vater und fuhr dann fort: „Du siehst hier aller Menschen ewiges Schicksal vorgebildet. Denn es ist das Leben einem langen Arbeitstage zu vergleichen, und wir sind insgesamt Knechte des Einen Herrn im Himmel und jeglicher ist angestellt an sein Tagewerk. Einst schlägt die Stunde, da der heiligen Engel Posaunenschall den großen Feierabend ankündet, und alles, was Mensch heißt, hinruft zum Throne der Vergeltung. Welch’

namenlose Freude dann süß den guten, treubefundenen Arbeiter! Denn es harret seiner die erfreuliche, tröstliche Stimme: „Wohl dir, du Getreuer! empfange für deine Mühe und deine Kämpfe den Lohn der Ewigkeit: Geh' ein zu den Freuden deines Herrn!“ Dagegen wird jene große Feierstunde den Treulosen mit banger Angst und Schrecken erfüllen; denn es erwartet ihn der furchtbare Ausspruch: „Dem ungetreuen Knechte aber bindet Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, wo Jammern und Klagegeschrei ist.“

„Ach, lieber Vater,“ erwiderte hierauf mit bewegter Seele der Jüngling; „mir schaudert ob dem harten Schicksale des Unglücklichen. Gewiß, ich will ein treuer Knecht werden; ja, liebster Vater, das will ich!“

Da ergriff der Vater die Hand des liebenden Knaben und sprach mit erfreutem Gemüthe: „Gott segne dich, mein Sohn, und deine schönen Vorsätze und lasse dir's gelingen, sie meist zur noch schöneren That zu verwandeln.“

Die gute Meinung.

Robert, ein frommer Vater, stand, bevor er irgend ein wichtiges Geschäft unternahm, immer eine Weile still und in Nachdenken vertieft. Einer seiner Söhne, der ihm einmal eine besondere Angelegenheit vorgebracht hatte und seine Entscheidung erwartete, fragte ihn: „Was sinnst du? Warum gibst du mir keine

Antwort?“ Der Vater antwortete ihm auf diese Frage: „Mein Sohn, du hast unlängst, als wir im Walde Holz spalteten, einen Jäger gesehen, der mit Pfeil und Bogen ausgegangen war. Du wirst bemerkt haben, wie er stille stand, den Pfeil in gerader Richtung zurecht legte, das Ziel scharf in's Auge faßte und erst dann den Pfeil abschoss.“ So mache ich es auch, so oft ich etwas anzuordnen und zu unternehmen habe. Ich fasse das Ziel und End' erst recht in's Auge; ich frage mich, ob das, was ich thun will, zur Verherrlichung Gottes und zum Heile meiner Mitmenschen diene? Denn ohne dies wäre es ganz und gar unnütz. Ich überlege wohl, ob die Art und Weise, wie ich das Geschäft auszuführen gedenke, das Ziel und End' auch sicher erreichen werde; denn die rechte Absicht, warum wir etwas thun, diese heiligt alle unsere Werke. So, mein Sohn, trachte auch du, jedes Werk, ehe du es vollbringest, zu gedenken, ob dies die rechte Absicht erreiche, wenn ich's jetzt so thun würde.“

Die rechte Absicht, oder wie man es zu sagen pflegt, die gute Meinung, in der wir etwas thun, gibt unsern Handlungen erst den rechten Werth. Ob wir unsere Absicht erreichen oder nicht, hängt dann allein vom lieben Gott ab. Ihm müssen wir all unser Thun und Lassen, all unsere Mühe und Arbeit empfehlen und können dann ruhig und getrost sein, was auch geschehen mag. Daher, meine lieben Kinder, thun wir alles in der guten Absicht, in einer guten Meinung; thun wir jedes kleinste und unbedeutendste Geschäft, jede geringe Arbeit zur Ehre und Verherr-

lichung Gottes, aus Liebe Gottes, nach des weisen Vaters im Himmel heiligsten Willen; dann werden wir einst reichlichen Lohn empfangen für jedes unserer Werke, die wir so hienieden für Gott gethan haben.

Wer immer nur, was recht und gut,
Nach Jesu Lehr und Beispiel thut,
Und thut' weil's Gottes Wille ist,
Der ist ein ächter, wahrer Christ.

Mit Gott sang' an, mit Gott hör' auf,
Dies gibt den schönsten Lebenslauf.

Der Berg.

In einer von Gebirgen umschlossenen Gegend lebte ein edelgesinnter Vater mit seiner Familie auf einem schönen, friedlichen Landgute. Sein ältester Sohn hieß Sigmund. „Vater,“ sprach dieser eines Tages zu ihm, „ich bin nun schon zwölf Jahre alt und noch nie habe ich einen unserer Berge bestiegen.“

„Nun denn,“ sagte darauf der Vater, „wenn du diese Woche hindurch recht fleißig und gehorsam sein wirst, so will ich dir am nächsten Feierabende die Freude machen und mit dir einen derselben besteigen.“

„Gewiß, liebster Vater, will ich recht folgsam sein,“ sprach der Knabe.

Der Feierabend war erschienen und der Vater hatte die Reise nach dem höchsten Berge in der Gegend angetreten. Nachdem sie über eine Stunde streng

aufwärts gegangen waren, sprach der Knabe: „Ach, mein Vater, wie bin ich so müde an allen Gliedern und wie schwer wird mir das Athmen!“

Der Vater aber sprach ihm Muth ein und sagte: „Nur muthig vorwärts, mein Sohn; oben wirst du dich freuen der ausgestandenen Mühe.“

Sigmund nahm nun wieder alle seine Kräfte zusammen; der Vater aber reichte ihm seinen Arm, daß er sich daran halten möchte, und so gelangten sie glücklich bis zu dem Gipfel des Berges. Hier lagerten sie sich unter dem Schatten der Bäume, wischten den Schweiß von der Stirne, ruhten aus und sahen mit Herzensfreude hinab auf den langen, steilen Weg, den sie zurückgelegt hatten.

Die Luft, welche sie umwehte, war rein und mild, und sie athmeten so leicht, als wären sie neu geboren. Nicht ferne von ihnen vernahmen sie das Murmeln einer Quelle und am Boden erblickten sie mancherlei schöne Blumen und Beeren, die der Knabe noch niemals gesehen hatte.

Sigmund, nachdem er sich abgekühlt hatte, ging hin, trank aus der rieselnden Quelle erfrischendes Wasser und pflückte einige von den schönen Blumen und Beeren. Die eine Hälfte der Blumen flocht er zu einem schönen Kranze, um ihn der lieben Mutter zu bringen; die andere Hälfte aber, die er in einen ziemlichen Strauß gebunden, brachte er dem Vater und sprach: „O mein Vater, wie wohl ist mir nun wieder in meinem Herzen, und wie hat der kühlende Trank meine Seele erquickt! Verkoste nur einmal von diesen Beeren, wie süß sie schmecken, und nimm

diese schönen, duftenden Blumen, wie lieblich und angenehm riechen sie! Solch' kräftiger Wohlgeruch ist in unserm Thale nirgends zu finden. Nun ist uns die überstandene Mühe wohl tausendfältig belohnt."

"Ja freilich, mein Sohn," erwiderte darauf der fromme Vater, "du hast nun durch eigene Erfahrung ein Bild des Tugendweges gefunden. Auch er ist steil und mühsam zu wandeln; denn schmal ist der Weg und eng die Pforte, die da führen zum Leben, und nur die Gewaltigen vermögen einzubringen in das Heiligthum, welches da ist die göttliche Tugend. Wer aber Gewalt braucht, erreicht das Ziel und findet Ruhe und Freude und jenen süßen Frieden der Seele, der sich nur fühlen, aber nicht aussprechen läßt, und im Himmel haben die heiligen Engel für ihn eine unverwelkliche Krone geflochten."

"O Vater," sprach Sigmund mit bewegtem Gemüthe, "möchte eine solche Krone auch für mich geflochten werden. Gewiß, ich will den Pfad der Tugend wandeln, um darauf zu beharren, so viel Gewalt brauchen, als nur immer in meinen Kräften ist."

Darauf erwiderte der Vater: "Wenn wir, liebes Kind, nur redlich thun, was wir können, so wird der liebe Gott treulich hinzuthun, was wir nicht vermögen. Denn gleich wie ich dir, da du matt und schwach werden wolltest, meinen Arm reichte, also ist auch die Hand Gottes unsichtbar mit jedem, der da wandelt auf dem Pfade der Tugend, und es werden dem Ermattenden höhere Kräfte gesendet, auf daß er nicht unterliege, sondern am Ziele frohlocke."

Die Lawine.

Hermine hatte in Begleitung ihres Vaters die Alpen bestiegen. Sie standen auf dem schneebedeckten Abhange eines Felsens, sich an dem herrlichen Anblicke erquickend, den ihr die unermessliche Landschaft bot, als plötzlich ein dumpfer Donner von den höher liegenden Klippen ertönte und der Führer erschrocken hervorsprang und die Reisenden an die Felswand zurückdrängte. In diesem Augenblicke rollte eine Lawine über ihrem Haupte herab, riß wenige Schritte von ihnen eine gewaltige Eismasse mit sich fort und stürzte nun von Klippe zu Klippe, donnernd und immer mächtiger heranwachsend, Schrecken verbreitend, in die Tiefe hinab. „Wir sind gerettet,“ rief der Vater, seinem Führer dankbar die Hand reichend, „Gott sei gelobt!“ rief Hermine und klammerte sich furchtsam an des Vaters Arme. „Wie unscheinbar im Anfange und doch wie verheerend!“ begann sie von Neuem. „Wer könnte es wohl denken, daß das leise Geräusch, das wir über uns vernahmen, Tod und Verderben herbeiführen werde?“

„Es scheint, als habe die Natur dieses Bild nicht umsonst uns vor die Seele geführt,“ erwiderte der Vater. „Wie diese Lawine, so scheint manches Verderbliche im Leben erst klein und unschädlich und endet mit Schrecken und Gefahr. So auch das vorschnelle Urtheil, das Wort der Verläumdung, die böse Nachrede der Menschen. Ein Bißchen Schnee! denkt der Wanderer, der dicht vor seinen Füßen die Lawine sich losbröckeln sieht. Aber eine Klippe um

die andere verstärkt ihre Kraft; jeder Fels, den sie berührt, gibt ihr Eis- und Schneemassen mit, und so rollt sie, ein drohendes Schreckenbild, zu den Thälern hinab, die friedlichen Hütten des Landmanns zertrümmernd. So die unbedachtsame Rede im Kreise der Gesellschaft! Es war nur Scherz, denkt der Leichtsinn, der ein nachtheiliges Gerücht andeutet; aber schon geht das geheimnißvolle Wort von Mund zu Mund. Man setzt zu, man vergrößert; unaufhaltsam eilt es seinem Ziele entgegen, und verschüttet ist der gute Name unsers Nächsten für immer. Nachdenkend hörte Hermine diesen Vergleich. Sie gedachte mancher verderblicher Nachrede, die sie weiter verbreitet, und gelobte in ihrem Herzen, fortan besonnener zu werden; denn die Gefahr, in der sie jetzt geschwebt, hatte ihre Seele erschüttert und das Gleichniß ihres väterlichen Lehrers hatte eine gute Stätte gefunden.

Der Stein.

Lambert saß eines Abends mit seiner Frau und den Kindern am Abhange einer steilen Felsenhöhe. Es war ringsumher nichts als nacktes Gestein, nur am Fuße des Berges standen einige Bäumchen, in deren Schatten die kleine Gesellschaft sich gelagert hatte. Der verständige Vater hatte hier den horchenden Kindern manche schöne Lehre der Weisheit verkündet. Da hörten sie auf einmal ein klimperndes Getöse über ihnen. Sie schauten empor und sahen da,

ein Felsstück, das losgeworden war, wälzte sich die Höhe herab — in gerader Richtung dahin, wo sie saßen. „Auf, Kinder,“ schrie der Vater, „und eilet bei Seite, damit euch kein Unfall treffe.“ Alsbald gehorchten die Kinder dem Rufe des Vaters und sahen nun zu, wie der Stein immer gewaltiger herabrollte und eines der Bäumchen, unter welchen sie geruht hatten, krachend zu Boden stürzte.

„O weh,“ rief eines der Kinder, „nun ist's um das arme Bäumchen geschehen!“ „Wehe uns,“ rief ein anderes, „wenn wir der Stimme des Vaters nicht gehorcht hätten!“ „Da habt ihr es nun wieder augenscheinlich erfahren,“ sprach die Mutter, „daß Gehorsam das Glück der Kinder ist.“ „Ja wohl, meine Kinder,“ sagte darauf der Vater. „Möchtet ihr nur diese Wahrheit nie vergessen und daher jederzeit mit Freuden gehorchen.“

„Schon oft habe ich euch die Ermahnung gegeben, ihr solltet euch hüten vor jeder Sünde; was ihr so eben gesehen habet, stellt euch die Gefahr des Sünders lebendig vor Augen. Denn wisset, ein Mensch, welcher der Sünde sich hingibt, gleicht einem Steine, welcher, vom Felsen losgerissen, die Höhe herabrollt. Wird seinem Laufe nicht gleich Anfangs Einhalt gethan, so wälzt er sich immer schneller abwärts; mit jeglichem Schritt wird seine Gewalt unaufhaltsamer und endlich so groß, daß er Alles vor sich niederschmettert.“

„Ebenso, meine Kinder, verhält es sich auch mit der Sünde. Sie ist es, die uns losreißt von Gott und hinunterstürzt in die Tiefe des Verderbens. Wenn der Mensch sich nicht frühzeitig beherrscht, so

wird er bald ein Sklave derselben. Ihre Macht über ihn wird täglich stärker und endlich so groß, daß sie ihn unaufhaltsam fortreißt in einen Abgrund von Jammer und Elend."

"O liebster Vater," sagten die Kinder, "damit wir nicht in diesen Abgrund gerathen, so wollen wir auf deine Worte achten, und unser Herz von jeder Sünde rein bewahren."

Der Zaun.

Die Schulkinder eines Städtchens wandelten einst an der Hand ihres theuren Lehrers durch den Wiesenplatz außerhalb der Ringmauer. Da kamen sie an einem Garten vorbei. Die Kinder guckten durch den Gitterzaun und sahen mit Erstaunen, daß die ganze Anlage zerstört war. Die jungen Bäume waren eingeknickt und einzelne Zweige abgebrochen, die Blumen und Kräuter zertreten und der Boden durchwühlt. „O wehe," riefen die Kinder endlich, als sie dieses gesehen hatten, „der schöne Garten ist ein Gräuel der Verwüstung geworden! Welch' feindseliger Mensch hat wohl diesen Frevel gethan?"

Der Lehrer aber, welcher den Grund dieses Unwesens erforschen wollte, gewahrte, daß am äußersten Ende des Gartens das Gitter, der Zaun durchbrochen war. Da sprach er zu den Kindern: „Seht ihr dort den zerrissenen Zaun? So war es leicht, daß böse Buben oder Kinder und Schweine Verwüstung anrichten konnten." Die Kinder aber sagten voll Mit-

leid: „Der arme Gärtner, wie wird er nun jammern und klagen über das zerstörte Werk seines Fleißes!“

Und der Lehrer erwiderte: „Allerdings ist dieser Unfall betrübend; doch ist er unbedeutend im Vergleich mit einem viel größern ähnlicher Art, der mir jetzt vor Augen schwebt und dessen bloße Erinnerung mein Herz mit Kummer und banger Trauer erfüllt; denn sehet, liebe Kinder, ihr selber gleichet einem Garten, den die Hand Gottes gepflanzt hat, auf daß des Vaterlandes schönste Hoffnungen darin blühen und die edeln Früchte einer frommen Nachkommenschaft heranreifen sollen. Die Schutzwehr aber oder der Zaun, welcher diesen Garten umschließet, ist die züchtige Scham der jungfräulichen Unschuld. Ist einmal dieser Zaun niedgerissen, dann wehe der herrlichen Pflanzung Gottes! Die niedrige Lust und Begierde werden sich ihrer bemächtigen, werden gleich wilden Thieren den innersten Grund aufwühlen und die herrlichsten Blüthen und Früchte zertreten. Ach, dann wird der schöne Garten, welcher vorhin die Lust der Augen und der Stolz des Gärtners war, da stehen — traurig und öde — ein Anblick des Jammers und des Schmerzens!

Darum, liebe Kinder, damit ihr nicht etwa die schönen Hoffnungen, die auf euch ruhen, vernichtet, so bewahret die heilige Scham und hütet euch, etwas zu thun, worüber ihr ja erröthen müßtet vor dem Angesichte eurer Eltern und eines jeden guten, braven Menschen.“

Jeder, der der Unschuld Blüthe
Erenlich pflegte, edle Scham,
Seelenreinheit, Herzensgüte
Mit in's höh're Alter nahm,
O dem Strahl der Freuden Sonne,
Sein ist jede Lebenswonne
Und er geht mit Seelenruh'
Einer schönen Zukunft zu.

Der Reife.

Amalie hatte in einem Blumentopfe ein schönes Rosenstöcklein gezogen, das schon am Anfange des Frühlings die schönsten rothen Knospen trug; denn an jedem lieblichen Tage stellte sie es vor das Fenster und jeden Abend, oder wenn rauhe Lüfte wehten, nahm sie es sorgfältig wieder herein.

Nur eines Abends hielt sie es nicht für nöthig, weil die Luft draußen ziemlich mild und lau war. Allein des Morgens darauf war das schöne, blühende Rosenstöcklein von dem Reife ganz versengt. Amalie betrachtete es jammernd und sagte weinend: „So hat denn eine einzige Unvorsichtigkeit all' meine vorige Unvorsichtigkeit und Fleiß vereitelt!“

Die Mutter aber sprach: „Liebe Tochter, der kleine Unfall, der für dich so traurig und betrübend ist, kann dir zum größten Segen werden. Lerne da: Was der Reif der Rosenblüthe ist, das ist der Unschuld die Verführung. Um nun die Unschuld, das kostbarste Kleinod der Menschen, die schönste Zierde der lieben

Jugend, zu bewahren, ist eine unausgesetzte Sorgfalt und beständige Aufmerksamkeit nothwendig.“

Keuschheit, Sittsamkeit und Bucht
Sei stets deinem Herzen theu'r,
Hitt're vor verbotner Frucht,
Dämpf' der Wollust erstes Feu'r.

Anschuld und Schamhaftigkeit
Sind der Jugend das schönste Kleid.

Die Lerche.

Simon, ein siebenzigjähriger Landmann, war in steter Gottesfurcht und Arbeitsamkeit alt geworden. Sein silberweißes Haar war eine rechte Ehrenkrone für ihn; denn er hatte sie gefunden auf dem Wege der Gerechtigkeit, und er war deshalb und seiner Klugheit und vielen Erfahrungen wegen überall beliebt und geehrt und von Jung und Alt mit Recht Vater Simon genannt.

An einem heitern, lieblichen Frühlingsmorgen, da die prachtvollen Blumen des Feldes schon blühten und das hohe Lied der singenden Lerche die süßen Freuden des jungen Lenzes verkündete, pflügte Simon für die kommende Sommersaat seinen Acker, und er war noch so munter, wie mancher in den Jahren der Jugend nicht ist, und dabei freundlich wie die neubelebte Natur um ihn her. Neben ihm wandelte Stephan, ein junger, reblicher Mann, welcher vor Kurzem die Wirthschaft des Hauses übernommen hatte,

weil ihm seine Eltern gestorben waren. „Vater Simon,“ sprach er, „mein Herz hat dich allzeit verehrt, denn du verstehst zu rathen und klugen Bescheid zu geben von mancherlei Dingen; auch hast du viele Jahre hindurch die Mühen des Lebens erfahren und gewirthschaftet mit Segen. Sieh, ich bin noch jung und des weisen Rathes der Alten bedürftig. Wohlau denn, so sage mir, was ich thun soll, damit mein Leben dem deinigen ähulich werde und Gottes Segen auch in meiner Hütte einkehren möge.“

Da zeigte Vater Simon hinauf gen Himmel und sprach: „Du lieber Sohn meines seligen Nachbars! siehst du dort in hoher Lust schweben die muntere Lerche? Sie lehrt dich, was du von mir begehrst. Sieh, in dem Acker sucht sie ihre Nahrung und lebet und webet zwischen den Furchen der Erde, aber sie schwingt sich auch singend zum Himmel empor und jubelt ihr frohes Lied. Also nun, Stephan, ist auch jeglichem Menschen, er sei Bürger oder Bauer, auf und zwischen der Erde sein Tagwerk beschieden, jedem auf seine und jedem auf andere Weise. Da soll denn auch der Mensch treulich die Hand an sein Werk legen und sich nicht verdrießen lassen der Mühe, denn es steht geschrieben: „Du sollst dir dein Brod im Schweiß deines Angesichtes verdienen!“ Aber von der Erde soll er sein Herz zu dem Himmel erheben und mit Andacht beten; denn die Kraft und der Segen kommen von oben und dann mag er wieder neugestärkt schalten und walten. Unter Arbeit und Gebet wird auch dein Leben schön und segensreich dahinfließen; denn es bleibt ewig wahr, was das

Sprichwort sagt : „Arbeit mit Gebet verbinden, läßt uns Gottes Segen finden.“

Vater Simon griff nun wieder an seinen Pflug, Stephan aber dankte ihm mit gerührter Seele für die lehrreichen Worte und bewahrte sie sorgfältig in seinem Herzen.

Bete und arbeite.

Am Gottes Segen ist Alles gelegen.

Es herrschte eine anhaltende Trockenheit im Lande und die drückende Hitze lastete schwer auf den Arbeitern des Feldes und auf dem ermatteten Wanderer. Der Himmel schien wie verschlossen; denn mehrere Wochen hatte es nicht mehr geregnet und am Morgen war auf den Blüthen und Blättern kein Thautröpflein zu sehen. Die ausgetrocknete Erde hatte sich in weite Klüfte gespalten und lechzte nach Regen und das Fruchtfeld schien zu verschmachten.

Da gingen die Kinder Anselms, des wackern Pflegers von Rosenau, jeden Abend hinaus in das niedliche Gärtchen, wo sie mit eigener Hand die schönsten Blumen erzogen, und jedes trug eine kleine Gießkanne, mit Wasser gefüllt, am Arme, und sie begossen die Blumen mit eifrigem Fleiße. Aber leider! es wollte nicht helfen, denn schnell hatten die brennenden Sonnenstrahlen die wenigen Säfte wieder aus den begossenen Blumenbeetlein gesogen und so hingen die Blätter matt und verwelkt herunter und die schönen Blumen schienen zu sterben, und die Kinder sahen

traurig zu den erblaffenden Pflänzchen hernieder. Aber in einer Nacht fiel ergiebiger Regen, welcher das schwachtende Erdreich tränkte und die Blumen und Gartengewächse erfrischte. Jetzt fanden die Kinder ihre Beerchen in neuer Schönheit; denn die halb erstorbenen Blümchen waren erstanden und streuten wieder erquickenden Duft um sich her. Da hüpfen die Kinder fröhlich im Garten und freuten sich der neuen lieblichen Gestalten.

„Sieh nur, mein Vater,“ sprach Eduard, der ältere Sohn, „wir haben die Blumenpflänzlein so oft und so emsig begossen, und dennoch wären sie verborben ohne den wohlthätigen Regen!“ „Ja wohl,“ antwortete der Vater; „denn es begießt der Gärtner umsonst, wenn der Himmel das Beet nicht befeuchtet. Und wie es bei dem Erziehen der Blumen ergeht, so wird es auch ergehen bei jedem Werke, das ihr beginnet. Wenn nicht all euer Thun und Lassen der Segen von Oben begleitet, so werdet ihr mit aller euer Anstrengung, Arbeit, Sorge und Kunst dennoch nichts zu Stande bringen und auszurichten vermögen; denn ohne Hilfe des göttlichen Segens ist jede Mühe, jede Sorge vergebens,“ „Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten die Bauleute umsonst. Und wenn der Herr die Stadt nicht behütet, so wachen die Wächter vergebens,“ setzte die verständige Mutter hinzu.

„Darum, liebe Kinder,“ so endigte jetzt der Vater, „lasset es euch für euer ganzes Leben gesagt sein, thut ihr nur immer mit wahrer Treue, was euere Kräfte vermögen, und dann flehet um den heilbringenden Segen des Himmels. Dieser wird reichlich

hinzuthun, was eurer Schwäche gebricht; denn an Gottes Segen ist Alles gelegen."

Die Arbeit ist des Menschen,
Das Gedeihen aber Gottes Sache.

Die Fruchtbäume.

Es war ein schöner, warmer Frühlingstag, da saß am Abende Vater Erhard, ein frommer, wohlhabender Landmann, mit seinen Söhnen und Töchtern im kühlen Schatten belaubter Fruchtbäume, die er vor vielen Jahren neben seinem niedlichen Hause gepflanzt hatte.

Die liebliche Sonne neigte sich eben zum Untergange und die erquickende Abendluft spielte sanft in den zarten Wipfeln der Bäume und in den silberweißen Locken des frommen Greisen. „Wie erquickend sind,“ sprach er, „die lieblichen Düste und Wohlgerüche, die uns so sanft umschweben, und wie süß schmeckt nach vollbrachtem Tagewerk die Ruhe im kühlenden Schatten der Bäume! Schön war der heutige Tag, liebe Kinder, aber seht, es ist nun sein Abend gekommen. So, meine Lieben, geht's auch im Leben des Menschen. Es ist gleich einem langen, freundlichen Arbeitstage und es wird auch dieses Tages Abend erscheinen. Was wird an jenem wichtigen Abend die scheidende Seele erquicken und dem brüchenden Herzen sanfte Kühlung zuwehen?

Glaubet mir, Kinder, alle irdischen Freuden, die uns zu Theil geworden, werden dahin gestossen sein,

wie das Wasser aus unserer Hand fließt, und sie werden keine Spur von sich zurücklassen. Was bleiben wird, ist nur Eins — die Werke unserer Liebe und Gottesfurcht. Diese werden einst wie blühende Bäume vor uns stehen und uns erquicken in der heißen Stunde des Todes.“

Süß ist die Ruhe am Feierabende nach einem mühevollen, beschwerlichen Lebenstage. Dulde muthig, der heiße Tag ist bald vorüber! Vielleicht ruft heute schon des freundlichen Hausvaters liebevolle Stimme dich, liebes Kind, zum Lohne zur süßen Ruhe.

Edle Thaten nur verschönern des Lebens letzten Abend.

Das Waizenfeld.

Schon war die Wintersaat reif und der geschäftige Landmann hatte die Schnitter gesendet, den reichen Segen des Feldes in die Scheuer zu bringen. Da ging auch der edle Herr des Dorfes Liedheim mit seinem Sohne hinaus in das nahe Waizenfeld, wo seine Knechte und Mägde in Reihen standen und jauchzend die unzähligen Schnitthäuflein einsammelten, um sie in Garben zu binden.

„Der Herr sei gelobt!“ sprach der Vater, „denn reich ist die Ernte des Ackers und groß der Nutzen, welchen einbringen wird der schöne, ergiebige Waizen.“

„Aber, mein Vater,“ sagte darauf der Sohn, „warum hast du des edlen Waizens nicht noch mehr gesäet? Um wie viel reicher wäre die Ernte, wenn du auch jene Hafer-Breite dort neben dem Wäldchen

mit angebaut hättest? Kärzlich sproßte der Hafer, denn das Unkraut erstickte den guten Samen. Schöner und nützlicher wäre die Breite, wenn sie dir auch solch köstlichen Waizen hervorgebracht hätte."

Darauf versetzte der Vater: „Es erzeuget aber, mein Kind, nicht jegliches Land auch jegliche Frucht. Soll das Ackerfeld Waizen hervorbringen, so muß es allererst mit Sorgfalt wohl vorbereitet und mit treuem Fleiße gepflegt werden; denn „nur auf dem besten Grunde gedeihet das Edle.“ Also ist auch, mein Sohn, das Herz des Menschen der Grund, und sein Werk ist die Frucht, welche darin zur Reife gelangt.

Nur in einem guten, sorgsam gebildeten Herzen kann die edelste Frucht im Reiche Gottes — die Tugend gedeihen. Versäumt man aber die Bildung des Herzens für Wahrheit und Tugend, so wird das Herz böse und verdorben, und wie könnten aus einem schlechten Grund oder Boden edle Früchte hervorgehen? Ein verwahrloseter Boden kann nichts als Unkraut und Disteln und Dornen erzeugen."

D möchte unser Herz ein gutes Erdreich sein!

Das Morgen- und Abendgebet.

Meine lieben Kinder, vergesst ja nie das Morgen- und Abendgebet. Wer ohne Gebet vom Schlafe am Morgen aufsteht und Gott zu loben und zu danken vergessen kann, der beginnt den Tag und des Tages Arbeiten auf eine allerdings traurige Weise. Wer

den Namen des Herrn nach einem sanften Schlafe und fröhlichen Erwachen nicht preisen mag, der darf auch seinen beglückenden Segen nicht erwarten. Nur was wir mit dankerfülltem Herzen thun, gibt uns die frohe Zuversicht, daß der Herr seinen Segen dazu geben werde. Je früher wir den Herrn suchen, desto schöner wird auch die Frucht des Tages sein. Dies kurze Bemerken gilt auf gleiche Weise auch vom Abendgebete. Folgende Beispiele werden euch, geliebte Kinder, vom heilbringenden Nutzen, Segen des Gebetes am Morgen und am Abende überzeugen.

Ein dankbares Herz
Flammt himmelwärts.

Das Morgengebet.

Rosalie, eine arme Wittwe, betete täglich, ehe sie sich an ihr Spinnrad setzte, in ihrem einsamen Stübchen andächtig ihr Morgengebet und las dann in ihrem Gebetbüchlein noch den frommen Spruch, der auf den Tag traf.

Eines Tages begab es sich, daß sie den Spruch zu Werken der Wohlthätigkeit erneuerte. „Ja, mein Gott,“ sagte sie, „wie könnte ich Andern Gutes thun, da ich, um mich zu ernähren, nichts als mein kleines Spinnrädlein habe und damit kaum das tägliche Brod zu erwerben im Stande bin? Der kalte Winter ist vor der Thüre und ich habe nicht einmal das nöthige Holz. Die Finger sind mir in der kalten Stube jetzt schon steif, daß ich kaum mehr spinnen kann. Aber der Hauszins ist auch noch nicht ganz

bezahlt. Ich werde wohl selbst wohlthätige Menschen um Almosen ansprechen müssen.“ Sie sann indes doch nach, wie sie etwa Gutes thun könnte. Es fiel ihr ein, daß eine Jugendfreundin, die am Ende des Dorfes wohne und alt war, krank darniederliege. „Diese will ich heute besuchen,“ sagte sie, „spinnen kann ich ja dort auch und vielleicht kann ich ihr eines oder das andere tröstliche Wort in ihre bekümmerte Seele senken.“

Sie nahm ihr einziges Paar Aepfel, die sie unlängst geschenkt bekommen hatte, vom Kasten, um sie ihrer kranken Freundin zu bringen, und machte sich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als sie ihre alte Freundin erblickte, eine große Freude. „Denke nur, Rosalie,“ sagte sie, „ich habe kürzlich einige hundert Franken geerbt. Wolltest du nicht zu mir ziehen und mir abwarten? Du würdest doch Holzgeld und Hauszins ersparen und dein Spinnen und meine kleine Erbschaft würde wohl hinreichen, uns beide zu ernähren.“

Rosalie nahm den Antrag voll Freuden an, zog sogleich zu ihr und konnte nun seit langer Zeit das erste Mal wieder ruhig und sorgenfrei schlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr zu diesem Glücke geholfen hatte, sehr oft :

Ihr Lieben, nur täglich ein gutes Werk vollbracht,
Das macht den Tag erträglich und eine gute Nacht.

Erwachst du früh' beim Morgenroth,
Erheb dein Herz zum lieben Gott.

Das Abendgebet.

Ein frommes Fräulein, mit Namen Pauline von Wolkenstein, lebte auf ihrem niedlichen Landgute, eine Stunde von der Stadt. Eines Abends, da sie schon im Bette lag und wie gewöhnlich noch in einem frommen Buche las, kam eine Kutsche vor das Haus gefahren. Das Fräulein wurde zu einer franken Freundin in die Stadt geholt und fuhr mit ihrer Kammerjungfer und ihrem Bedienten auch eilends dahin ab.

Ein Dieb benützte diese Gelegenheit, stieg auf einer Leiter zum Fenster hinein in's Zimmer des Fräuleins, zündete mittelst eines Feuerzeuges, das er bei sich trug, Licht an und blickte begierig nach Kostbarkeiten umher, um sie in seinen Quersack zu stecken und damit fortzueilen. Da sah er auf dem Nachttisch neben dem Bette das noch offene Gebetbuch liegen, bei dem ein Leuchter mit der ausgelöschten Kerze stand. Er sah in das Buch hinein und las die Worte: „Lieber Gott! möchte ich diesen dahingeschwundenen Tag ohne Sünde zugebracht haben, — wie sanft würde dann mein Schlaf sein! Möchte ich mein ganzes übriges Leben ohne Sünde zubringen, — wie sanft und willkommen würde dann selbst der Tod, der dem Menschen so bitter ist, für mich sein, ja nicht anders, als wie ein süßer Schlaf!“

Diese Worte gingen dem Diebe so zu Herzen, daß er Alles liegen und stehen ließ, zum Fenster herauseilte und von der Zeit an niemals mehr auch nur eines Kreuzers werth'stahl und entwendete.

Auf seinem Sterbebette erzählte er diese Geschichte seinen Kindern und ermahnte sie zum Gebete.

Wo ich bin und was ich thu',
Sieht mir Gott, mein Vater, zu.

Vor fremdem Gut bewahr' die Hände,
Sonst nimmt's einmal ein schlimmes Ende.

Das Tischgebet.

Da wir alles, was wir immer haben und genießen mögen, Speise wie der Trank, Kleidung und Nahrung, kurz Alles von dem lieben Vater im Himmel empfangen, so ist es wohl billig, daß wir ihm dafür den innigsten Dank sagen.

Wir sollen daher, ehe wir etwas genießen, einen frommen Blick zu dem liebevollen Geber richten, durch ein andächtiges Gebetlein ihn bitten, daß er es segnen wolle, und wenn wir etwas genossen haben, ihm dafür unsern aufrichtigen Dank sagen. Wie abscheulich und verachtungswürdig es sei, das Tischgebet zu unterlassen, mag diese Geschichte lehren.

Der fromme König Alphons von Aragonien erfuhr einst zu seinem Leidwesen, daß seine Edelknaben nichts vom Tischgebete wissen wollten und dasselbe gleichgültig unterließen. Diese schwarze Udanckbarkeit mißfiel ihm sehr. Um sie darüber zu belehren, lud er sie eines Tages unvermuthet ein, an seiner Tafel selbst zu Mittag zu speisen, was sonst nie geschah. Die Edelknaben, voll Freude über diese seltene

Ehre, traten nun zur bestimmten Stunde festlich gekleidet in den königlichen Speisesaal. Man setzte sich auf einen Wink des freundlichen Königs, ohne vorher etwas zu beten, zu Tische; auch Alphons unterließ diesmal sein Tischgebet absichtlich.

Während des Essens tritt plötzlich und unangemeldet ein Bettler herein und setzte sich ohne alle Complimente auch an die große Tafel und ißt und trinkt nach Herzenslust. Staunend über diese unverschämte Grobheit sahen die Edelknaben mit heißer Begierde nach dem König, ob er ihnen nicht befehle, diesen ungeladenen Gast zur Thüre hinauszujagen. Allein Alphons, der diesen Bettler heimlich zu diesem Auftritte bestellt hatte, sah mit ernster, aber ruhiger Miene dem armen Manne zu, wie er aß und trank. Endlich als der Bettler seinen Hunger gestillt und seinen Durst gelöscht hatte, stand er auf und ging von dannen, ohne zu danken oder auch nur vor dem Könige sich zu verneigen. „Nun,“ fragte jetzt der König die Edelknaben, „wie gefällt euch dieser Mann?“ „Abscheulich!“ riefen alle einstimmig, „wer kann so frech und unverschämt sein wie dieser Bettler!“ Da erhob sich der König und sprach mit großem Ernste: „Gerade ihr konntet bis jetzt so frech und unverschämt sein wie dieser Bettler. Ihm gleicht ihr auf ein Haar. Alle Tage esset ihr an dem Tische des himmlischen Brodpaters und laßt euch seine Gaben schmecken. Aber ihr setzt euch wie der Bettler zu Tische, ohne zu bitten, und geht wieder hinweg, ohne zu danken. Pfui! schämt euch von ganzer Seele und merkt euch für die Zukunft die heutige Lehre.“

Feuerroth schlichen sich die leichtfertigen Jungen aus dem Speisesaale und vergassen in Zukunft nie mehr das Tischgebet.

Dem lieben Gott sage Dank
Für Leben, Alcidung, Speis' und Crank.

Eh' du sihest zu dem Tisch', so denke,
Dafß ein guter Gott dir Nahrung schenke;
Drum erhebe dein Gemüth und Sinn
In den Himmel zu dem Geber hin.

Der wahrhafte Jakob.

Anstatt in die Schule zu gehen, hatte Wilhelm eines Tages mit ungesitteten Knaben einen ganzen Nachmittag vor dem Dorfe herumgeschwärmt. Wilhelms Eltern mochten wohl Ursache haben, Verdacht zu schöpfen. Sie fragten ihren Sohn, ob er auch wirklich in der Schule gewesen sei, und da derselbe nichts gestehen wollte, so nahmen sie sich vor, den kleinen Jakob darüber zu fragen. Wilhelm bat seinen kleinen Freund Jakob, ihn ja nicht bei seinen Eltern zu verrathen. „Sieh,“ sagte er, „ich werde alsdann gewiß zu Hause gestraft, vorzüglich darum, weil ich den Vater belogen habe.“

„Aber, lieber Wilhelm,“ antwortete ihm Jakob, „willst du denn wohl, daß ich lügen soll, wenn mich dein Vater fragt?“

Wilhelm bat; er versprach ihm sein neues Regelspiel; er drohete, daß er keinen Umgang mehr mit ihm

haben werde. Aber Jakob ließ sich in seinem Vorsatze nicht irre machen. „Du weißt, wie lieb ich dich habe,“ sagte er, „aber ich darf ja dir zu lieb nichts Unrechtes thun. Sieh, ich will mich hüten, daß mich dein Vater nicht zu sehen bekommt; aber wenn er mich sieht und dann fragt, so muß ich die Wahrheit sagen. Ich will dir einen Rath geben,“ setzte er hinzu, „gestehe deinen Fehler deinem Vater lieber selbst.“

Wilhelm ging unwillig von seinem kleinen Freunde Jakob weg und gestand dem Vater nichts. Jakob nahm sich sehr in Acht, daß ihn derselbe nicht gewahr wurde; aber nach einigen Tagen konnte er es doch nicht vermeiden. Jakob gestand es ihm, daß Wilhelm an einem Nachmittag nicht in der Schule gewesen war.

Lege die Lüge ab und rede die Wahrheit, ein Jeglicher mit seinem Nächsten.

**Wer die Wahrheit spricht und übt,
Ist bei Gott und Menschen beliebt.**

Die gewissenhafte Dienstmagd.

In einem Hause brach Feuer aus. Die Frau vom Hause suchte die besten Sachen so geschwind und so gut zu retten, als sie nur konnte. Unter Anderm gab sie eine Rolle von 200 Thalern zum Forttragen, ohne darauf zu sehen, wem sie es gab. Nachdem das Feuer wieder gelöscht war und die Frau sich von ihrem Schrecken wieder erholt hatte, konnte sie sich nicht

mehr erinnern, wem sie das Geld zum Forttragen gegeben hatte. Sie klagte es ihren Leuten im Hause; aber in demselben Augenblicke kam eine fremde Dienstmagd und brachte das verloren vermeinte Geld, wie sie es beim Brande erhalten hatte. Eine andere Magd, die nicht so ehrlich war, wie sie, sagte nachher zu ihr: „Warst du nicht eine Närrin, daß du das Geld nicht behalten hast! Niemand hätte es gewußt, daß du es habest.“ Allein Jene antwortete: „Davor soll mich Gott behüten! Was kein Mensch weiß, das weiß der liebe Gott. Mein gutes Gewissen möchte ich um die ganze Welt nicht verlieren. Es reuet mich keinen Augenblick, daß ich das mir in jener Nacht anvertraute Geld ehrlich zurückgestellt habe; es freut mich vielmehr. So behalte ich doch ein gutes Gewissen.“

Wehe dem, der sein Gut vermehret mit fremdem Gut. Wie lange wird es währen?

Vor fremdem Gut bewahr' die Hände,
Sonst nimmt'g einmal ein schlimmes Ende.

Ungerechtes Gut
Nie gedeihen thut.

Die Mutterthänen.

Paulina, ein junges Fräulein, bekam einst einen Brief, der sehr schmeichelhaft und verführerisch geschrieben war. Sie zeigte voll des kindlichsten Zutrauens den Brief ihrer lieben Mutter. Die liebevoll besorgte Mutter las ihn, entfärbte sich und ihre

Thränen fielen auf das gefährliche Blatt. Da rief die Tochter: „O liebste Mutter, seien Sie ohne Sorgen! Ihre Thränen haben alle diese Schmeicheleien und Verheißungen, die in dem Briefe enthalten sind, bis auf die letzte Sylbe ausgelöscht.“

Die Mutter umarmte ihre Tochter und schenkte ihr einen kostbaren Ring mit Diamanten, die heller funkelten als Thautröpflein im Sonnenglanze. „So oft man dir wieder solche Anträge machen sollte,“ sprach sie, „so sieh diese Steine an und denke, es seien Thränen deiner zärtlich liebenden Mutter.“

So sehr ist das Herz einer besorgten Mutter um das Wohl ihrer Kinder bekümmert.

Gedenke stets der Mutterzähren,
So wird kein Laster dich entehren.

Fliehe böse Gesellschaften!

Sophron, ein weiser Volkslehrer, erlaubte selbst seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht, mit Personen umzugehen, deren Wandel nicht ganz rein und sittsam war.

„Aber Vater,“ sagte eines Tages die sanfte, siebenjährige Emilie, als er ihr untersagte, die leichtsinnige Luzie zu besuchen, — „Vater, du mußt mich wohl für sehr kindisch halten, weil du glaubst, dieser Besuch könne mir gefährlich und verderblich werden.“

Der Vater nahm stillschweigend eine schon erloschene Kohle vom Herde und reichte sie der Tochter

hin. „Sie brennt nicht, mein Kind,“ sagte er, „nimm sie nur!“ Das that Emilie, und siehe, die zarte, weiße Hand wurde schmutzig und schwarz, unversehens auch das Kleid. „Daß man doch gar nicht genug vorsichtig sein kann,“ sagte Emilie, „wenn man Kohlen berührt!“ „Ja wohl,“ sprach der Vater, „du siehst, mein Kind, die Kohle, wenn sie auch nicht brennt, so schwärzt sie doch! Also auch der Umgang mit Sittenlosen.“ Daher sei behutsam im Umgange mit andern.

Die Besserung.

Ein Edelmann war seit vielen Jahren einem Laster ergeben, welches er fast täglich beging. Er kam von Zeit zum hl. Bernhard. Dieser redete ihm oft zu, er solle diesem Laster entsagen; aber der Edelmann antwortete immer: „Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Endlich sagte der heilige Bernhard: „Wenn ihr nicht für immer dem Laster entsagen könnt, so thut es wenigstens für einige Tage. Wachtet und betet um Gnade. Enthaltet euch zu Ehren der drei göttlichen Personen wenigstens drei Tage von dem Laster.“ Der Edelmann sagte: „Drei Tage dauern nicht lange, so will ich aushalten.“ Nach Verfluß der drei Tage meldete er dem heiligen Bernhard freudig: „Diese drei Tage sind glücklich ohne Sünde vergangen.“ Bernhard sagte: „Bleibet noch drei Tage standhaft zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria.“ Er ließ sich dieses wieder gefallen und blieb auch diese drei Tage seinem Vorsatze getreu. „Nun,“ sagte Bernhard, „füget noch drei Tage hinzu zu Ehren

aller Heiligen.“ Als aber auch diese drei Tage ohne Rückfall vergangen waren, kam der Edelmann zum heiligen Bernhard und sagte: „Ich verlange nur nicht mehr ein Ziel auf drei Tage, sondern auf mein ganzes Leben; denn ich habe mich überzeugt, daß mit Gottes Beistand meine Besserung möglich ist. Was ich einen Tag beobachten kann, das kann ich wohl auch ganze Wochen, Monate und Jahre und mein ganzes Leben hindurch beobachten, weil mein ganzes Leben aus lauter einzelnen Tagen besteht.“

Was unmöglich ist bei den Menschen, das ist bei Gott möglich. — Wachtet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet.

Gib mir, o Gott, zum Guten Kraft,
So wird es mir gelingen,
Denn du bist, der Beides schaffst,
Das Wollen und Vollbringen.

Lockung zur Sünde.

Ein Kaminfeger von achtzehn Jahren kam eines Tages in ein Zimmer, wo viele Kostbarkeiten waren. Niemand war daselbst. Die böse Lust lockte ihn hier zum Stehlen. Allein was sagte er bei sich selbst: „Ei wie herrlich könnte es mir jetzt mit einem Handgriff gelingen! so ein Glück friege ich in meinem ganzen Leben nie mehr. Wie wär's, wenn ich zugriffe? Kein Mensch sieht und kein Mensch hört mich. Aber wie? Es sieht mich ja mein Gott, mein liebevoller Vater im Himmel und dieser sieht eben an mir jetzt nichts

Schönes. Pfu! soll ich ein Dieb werden? Nein, lieber arm und ein gutes Gewissen, als reich und ein Bösewicht sein. Und ging unschuldig davon.

Liebes Kind, in jeder Versuchung und Anfechtung zum Bösen, zur Sünde und Beleidigung Gottes denke:

Wo ich bin und was ich thu',
Sieht mir Gott mein Vater zu.

Gut ist Alles, was Gott gemacht hat.

Ein junger Prinz sagte öfters: „Wozu hat wohl der liebe Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen etwas! Wenn ich nur könnte, ich vertilgte alle von der Erde.“ Einst mußte der Prinz sich im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder und schlief ein. Ein feindlicher Soldat schlich sich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich dem Prinzen auf die Wange und stach ihn so heftig, daß er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert und der Soldat entfloh. Der Prinz, seines Lebens dennoch nicht sicher, verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei feindliche Soldaten vor die Höhle. Der Prinz hörte sie miteinander reden. „Sieh,“ rief der Eine, „dahinein wird er sich versteckt haben!“ —

„Nein,“ sagte der Andere, „da drinnen kann er nicht sein, denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen.“ Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie danke ich dir! — Gestern hast du mir durch eine Fliege und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist Alles, was Gott gemacht hat!“

O Gott! lass' deine Güte und Liebe
Mir immerdar vor Augen sein!
Sie stärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weih'n;
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen,
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks!

Alles ordnet mit Verstand
Gottes weise Vaterhand.

Mäßigkeit im Genuße erlaubter Freuden.

In dem glühenden Landstriche Arabiens, in dem der Sonne Gluth den köstlichen Weihrauch erzeugt, hatte ein Mann eine Staude, aus deren Poren das duftende Harz quoll. Aber die verhärteten Tröpflein waren diesem Araber zu klein, in zu geringer Anzahl kamen sie hervor und er sann auf Mittel, wie er wohl mehr des köstlichen Harzes gewinnen möge. Da kam er auf den Gedanken, in die Rinde der Staude Ritze

zu machen, um dadurch das Ausschwizen des Pflanzensaftes besser zu befördern. Er führte sein Vorhaben aus, und siehe! es glückte; reichlich hing der Weihrauch an seinen Stauden. Erfinderisch ist des Menschen Geist, wenn es seinem Vortheil gilt. In dem nun der Araber sein Beginnen glücklich enden sah, war er nicht mit dem ihm geschenkten Segen zufrieden; er wollte seinen Gewinn noch mehr erhöhen und machte zu viele Ritze in die Staude. Allein was geschah? Weil sie hiedurch zu sehr verschnitten wurde, so verdorrte sie und all' sein reichlicher Gewinn war nun dahin.

Geht es nicht oft so, wie diesem Araber, mit unsern Freuden und Ergötzungen, wenn wir sie im Ueberflusse genießen und verkosten wollen?

Die Freuden, im Uebermaße gekostet, hören endlich auf, Vergnügen zu sein; wir fühlen nichts mehr von ihrem Reize.

Zuviel ist ungesund.

Aufreichtigkeit.

Bald nach der Errichtung des Schweizerbundes geriethen im Kanton Schwyz zwei Bauern in Streit wegen des Besitzes einer Wiese. Eines Tages kam Belten zu seinem Gegner Kaspar, der eben mit Heumachen beschäftigt war. „Nachbar,“ sagte Belten, „ich habe wegen unsers Handels und Prozesses die Richter in Schwyz zusammen rufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer

recht hat. Komm also morgen mit mir vor's Gericht.“ „Freund,“ entgegnete Kaspar, „du siehst, daß ich das Gras auf der Wiese abgemähet habe, und morgen muß ich nothwendig das gedörrte Heu in Haufen bringen; ich kann also unmöglich kommen.“ „Und ich kann die Richter nicht wieder gehen heißen, da sie diesen Tag gewählt und bestimmt haben; auch ist jetzt die Zeit der Heuernte und wir müssen einmal erfahren, wer die streitige Wiese abmähen darf.“ — Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: „Weißt du, wie wir's machen wollen? Geh' morgen nach Schwyz und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauch' ich ja nicht dabei zu sein.“ Dieser Vorschlag leuchtete dem ehrlichen Belten ein. Er ging den folgenden Tag nach Schwyz und trug seine und des Gegners Gründe, so gut er konnte, vor. Am Abend kam er wieder zu Kaspar und sagte: „Die Wiese ist dein; die Richter haben sie dir zugesprochen. Ich wünsche dir Glück und ich bin froh, daß wir nun endlich im Reinen sind.“ Wie bewunderungsvoll ist nicht das Zutrauen des Einen und die Redlichkeit des Andern. Laßt uns stets der Redlichkeit und Aufrichtigkeit beflissen sein und unsern Nächsten nie belügen oder betrügen.

Eine ehrliche Hand
Kommt durch's ganze Land.

Redlichkeit und Ehrlichkeit.

Ein sehr vornehmer Herr ging in einer fremden Stadt spazieren, wo er gar nicht bekannt war. Da kam ein kleiner Knabe zu ihm und bat, er möchte ihm doch einige Äpfel geben, weil seine Mutter krank wäre.

Der Herr sagte, er hätte keinen Kappen bei sich. „Haben Sie gar kein Geld bei sich, lieber Herr?“ fragte der arme Kleine. „Nichts anders als Goldstücke und Frankenthaler,“ antwortete der Herr, „und ein Thaler ist zu viel für dich.“ „Ach, lieber Herr,“ bat der Knabe, „geben Sie mir den Thaler, ich will ihn wechseln lassen und Ihnen klein' Geld bringen.“

Der Herr lachte, gab ihm einen Thaler und sagte: „Komm' bald wieder und bringe mir das Geld.“ Aber er dachte: wenn der Junge den Thaler einmal hat, wird er nicht wieder kommen; er wird denken, der Mann kennt mich nicht und kann mich auch nicht wieder finden. Er ging ziemlich weit, ehe der Kleine wieder kam, und dachte: nun wird er gewiß nicht mehr kommen. Aber er kam und brachte das einzelne Geld und bat um einige Äpfel. Der Herr sagte nun zu ihm: „Du gefällst mir, Kleiner. Warum hast du den blanken Thaler nicht lieber behalten?“

„Ich mag kein Dieb sein,“ sagte der Knabe. „Meine Mutter stiehlt auch nicht, sie hungert lieber.“ Nun gab der Herr dem ehrlichen, braven Knaben all das kleine Geld und sagte, seine Mutter solle zu ihm kommen, wenn sie gesund wäre. Die Mutter kam und der edle Herr gab ihr viele Thaler daß sie nicht mehr

hungern dürste. Den Knaben nahm er mit sich und ließ ihn ein Handwerk lernen. Er ward fleißig, wurde ein reicher Mann und konnte nun seine alte Mutter ernähren und versorgen.

Mitleid.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem schönen Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel voll süßer Milch geben, setzte sich unter einen schattigen Baum in das Gras, brockte Brod in die Milch und aß nun nach Herzenslust.

Friedrich, ein armer Knabe, der vor Hunger und Elend sehr hager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah ihm traurig zu und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein darum zu bitten, war er zu bescheiden.

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er sollte dem armen, dürftigen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser Regung seines Herzens kein Gehör und aß begierig fort. Als er nun die Milch bereits aufgezehrt hatte, sieh! da erblickte er einen Reim auf dem Boden der Schüssel geschrieben. Er las ihn mit Erröthen und ließ sogleich die Schüssel noch einmal füllen und ein großes Stück Brod dazu geben. Dann rief er den armen Knaben freundlich herbei, brockte ihm das Brod selbst ein und sprach ihm ganz liebevoll zu, es sich wohl schmecken zu lassen, und schenkte ihm zuletzt auch noch all sein Taschengeld. Den Spruch,

meinte Ferdinand, der in dieser Schüssel geschrieben stand, sollte man in alle Schüsseln vermöglicher und reicher Leute eingraben. Der Spruch aber lautet so:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienst nicht, dich satt zu essen.

Warmherzigkeit.

Ein Kaufmann lud einst seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut am Meere zu sich ein, um sie mit seltenen Meerfischen zu bewirthen. Es wurden mehrere Speisen aufgetragen und am Ende kam noch eine große verdeckte Schüssel, in der man die seltenen Fische vermuthete. Allein, als man den Deckel abnahm, fanden sich statt der erwarteten Fische einige Goldstücke darin. Der Kaufmann aber sagte: „Meine Freunde! die Fische, die ich euch vorzusetzen versprach, sind in diesem Jahre dreimal theurer, als ich dachte. Es kostet einer derselben ein Goldstück. Da fiel mir denn ein, daß in dem nahe liegenden Dorfe ein Tagelöhner krank liege und mit seinen sechs Kindern großen Hunger leide. Von dem, was dieses einzige Gericht kosten würde, könnten die armen Leute ein halbes Jahr ihr Leben fristen. Wollt Ihr nun die Seefische, so werde ich sie unverzüglich kommen lassen und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollt Ihr aber das Geld dem armen Manne überlassen, so werde ich Euch mit weniger theuren Fischen, aber gewiß sehr schmackhaften, bewirthen.“

Alle Gäste gaben ihm Beifall, jeder legte noch ein Goldstück dazu und der arme Mann war auf ein ganzes Jahr aus seiner quälenden Noth befreit.

Soll euch der Allerbarmer auch als seine Kinder lieben,
So müßt Barmherzigkeit auch ihr an euerm Nächsten üben.

Wahrheitsliebe.

Thomas Morus, Kanzler von England unter König Heinrich VIII., gleich ausgezeichnet durch seine Staatskenntnisse, wie durch seine unbestechliche Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit, verwaltete seine wichtigen Aemter mit der größten Uneigennützigkeit. Obschon er die Gunst des Königs im höchsten Grade besaß, konnte er sich doch nie zu einem heuchlerischen Schmeichler herabwürdigen, so wenig als er sich als ein solcher emporgeschwungen hatte.

Morus war bald genöthiget, sein Amt niederzulegen, weil er auf keine Weise zu bewegen war, dem katholischen Glauben untreu zu werden und den von der Kirche abgefallenen König durch einen Eid als Oberhaupt der Kirche Englands anzuerkennen. Man gebrauchte daher Gewalt, warf ihn in's Gefängniß, beraubte ihn sogar seiner Bücher — seines einzigen Trostes. Seine Gattin beschwor ihn, zu gehorchen und sein Leben ihr und seinen Kindern zulieb zu erhalten. „Wie viele Jahre glaubst du, daß ich noch leben kann?“ „Ueber zwanzig Jahre,“ antwortete sie. „Willst du,“ erwiederte er, „daß ich für zwanzig Jahre die Ewigkeit hingebe?“

Mit dieser unbeweglichen und unerschütterlichen Wahrheitsliebe bestieg er am 6. Juli 1535 das Blutgerüste. So endete er sein großes Leben.

Der Wahrheit unerschütterlich treu zu bleiben,
Selbst dann noch, wenn sie Nachtheil bringt,
Ist eine That, die Engel niederschreiben,
Der jenseits zur Vergeltung winkt.

Armut.

Karl war acht Jahre alt, als seine theure Mutter starb, die ihn als eine arme Wittwe bei der harten Theuerung sich und ihr Kind kümmerlich ernährt hatte. Als sie starb, bezahlte die Herrschaft den Sarg und der Pfarrer und der Schullehrer begruben sie unentgeltlich, so arm war sie. Da die Leiche zur Erde bestattet war und das Volk aus der Kirche ging, ließ der gute Pfarrer die Männer des Dorfes um sich her versammeln. „Laßt uns ein gutes Werk thun,“ sagte er. „Es ist nicht gut, daß wir den Sohn der verstorbenen Wittwe mit dem Bettelsack herumziehen und betteln lassen. So viel Recht haben Fremde bei uns; der Eingepfarrte muß einen Vorzug haben und leicht könnte bei dem kleinen Karl das Sprüchwort eintreffen: Jung gewohnt, alt gethan! Besser ist's also, wir geben ihm der Reihe nach den Tisch.“ Sogleich verstanden sich die Bauern dazu und der Pfarrer bestimmte den Tag, an welchem jeder dem Knaben zu essen geben sollte. Nun war noch die Frage, wer den

armen Kleinen kleide und beherberge. Der Pfarrer versprach, ihm für die Kleidung zu sorgen und der Todtengräber wollte ihn beherbergen.

So sorgt der liebe Gott für alle väterlich.

Gott der Schöpfer dieser Welt
Ist's, der Alles leitet und erhält.

Der Reichthum.

Ein Jüngling kam einst mit seinem frühern Lehrer wieder zusammen. Er klagte bitter, wie es ihm so übel ergehe, wie dieser und jener seiner ehemaligen Schulgenossen weit besser habe; sie wären reich begütert, er dagegen litte Mangel an Allem. „Bist du denn wirklich so ganz arm?“ sprach der Lehrer; „du siehst ja gut aus, bist munter und stehst in voller Gesundheit vor mir. Diese Hand — fuhr er fort, indem er seine Rechte ergriff, — ist kräftig und geschickt zur Arbeit; würdest du sie wohl um tausend Thaler dir abnehmen lassen?“ „Bewahre mich Gott,“ sprach der Jüngling, „wie könnte mir das einfallen?“ — „Und deine Augen,“ fuhr der Lehrer fort, „die so frisch in Gottes schöne Welt hineinschauen, um wie viel Geld würdest du sie wohl hingeben? Und dein Gehör, durch das der liebliche Gesang der muntern Vögel, die holde Stimme deiner Freunde zu dir dringt; würdest du dasselbe wohl um die blendenden Schätze eines Königs vertauschen?“ „Gewiß nicht,“ antwortete der Jüngling. „Nun denn,“ versetzte der

Lehrer, „so klage nicht, daß du arm seiest; du hast Güter, die alles Gold überwiegen.“

Inselnheit ist wohl ein herrlich' Gut,
Sie gibt zu Allem Freud' und Anth.

Die Versuchung.

Ernst, ein armer, junger Mensch, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Ein Bank in der untern Stube diente ihm zum Lager. Um Mitternacht wachte er auf und hörte neben sich an der Wand etwas picken. Er schaute auf und erblickte beim Mondscheine eine silberne Taschenuhr. Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm wohl: Du bist nicht allein! Gott ist bei dir, er sieht dich; wie, solltest du wider ihn sündigen? Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer größer und reizender. Er fürchtete, der Begierde endlich erliegen zu müssen, wenn er länger bliebe. Da faßte er mit einem Male einen edlen Entschluß, davon zu fliehen. Er stieg nun zum Fenster hinaus und eilte fort. Als er einige Schritte fortgegangen war, kam ihn Reue an, daß er die Uhr nicht mitgenommen habe, und wollte schon wieder umkehren. Allein sein reges Gewissen ermahnte ihn auf's Neue an den heiligen und gerechten Gott; er gab ihm Gehör und wandelte nun seinen Weg in der finstern Nacht fort. Jetzt ging der Mond unter, Wolken bedeckten den Himmel und es wurde

sehr finster. Ernst verirrte sich und gerieth in Sümpfe, doch erreichte er endlich eine Anhöhe. Hier legte er sich ermüdet nieder und schlief ein. Mit Anbruch des Tages wurde er von einem widrigen Geschrei geweckt und als er die Augen aufschlug, ergriff ihn ein großer Schrecken. Er lag unter dem Galgen und sah über sich einen Dieb hängen, um den sich eine ganze Schaar schreiender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte ihm eine warnende Stimme im Innern: Sieh, so wäre es dir am Ende auch ergangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest. Er kniete nieder, dankte Gott, daß er ihn in der Versuchung bewahrt hatte, und gelobte, ihn sein Lebenlang vor Augen und im Herzen zu haben.

Wo ich bin und was ich thu',
Sieht mir Gott, mein Vater, zu,

Es ist ein Gott, der Alles sieht,
Auch was bei finsterner Nacht geschieht.

Ueberwindung des Zorns.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, hatte einen Knecht, der sehr jähzornig war und dann in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfters, er solle doch aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht sagte: „Das ist mir nicht möglich; Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß.“

Eines Morgens sagte Fridolin zu ihm: „Hans, sieh' da den schönen neuen Thaler. Diesen will ich

dir geben und schenken, wenn den Tag hindurch geduldig bleibst und kein einziges zorniges Wort von dir hören lässt.“ Der Knecht ging den Handel mit Freuden ein. Die übrigen Dienstboten aber, die dies wußten, redeten es heimlich miteinander ab, ihn um den Fünffrankenthaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag hindurch sagten und thaten, zielte nur darauf hin, ihn zornig und böse zu machen. Allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wort entwich. Am Abend gab ihm Fridolin, wie er am Morgen versprochen hatte, den Thaler und sagte: „Schäme dich, daß du einem elenden Stück Geld zu Liebe deinen Zorn so gut überwinden kannst; allein aus Liebe zu Gott es nicht thun magst.“ Der Knecht besserte sich und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch.

Geduld überwindet Alles.

„Der Zorn,“ sprach ein weiser Mann, „zeigt sich im Herzen, in dem Angesichte, auf der Zunge und im Werke. Willst du ihn bemeistern, so hüte dich, daß er nicht in dein Herz komme. Hat er sich da eingeschlichen, so wehre ernstlich, daß er nicht in's Angesicht aufsteige. Ist er auch dahin gekommen, so bändige deine Zunge, daß er nicht in Worten ausbreche. Ist auch dies geschehen, o so gib doch ja acht, daß der Zorn nicht That werde.“

Zorn verdrehet Herz und Antlitz.

Selbstbeherrschung.

Ein ehrwürdiger Greis blieb in seiner Zelle, die von einer düstern Lampe sparsam beleuchtet war, gewöhnlich bis Mitternacht auf und einer seiner Jünger mußte ihm aus der heiligen Schrift vorlesen.

Einmal nun schlief der gute Alte während einer einzigen Vorlesung siebenmal ein; der Jünger hätte beinahe die Geduld verloren und es war ihm, als sage ihm ein feindseliger Geist in das Ohr: „Laß den alten Kahlkopf sitzen und gehe!“

Allein er überwand jedesmal die Versuchung; er blieb und las, sobald der schwache, gebrechliche Greis wieder erwachte, mit der größten Gelassenheit weiter, ohne den alten Mann wegen seiner Schläfrigkeit zu tadeln oder auch nur ein einziges unfreundliches Wörtchen zu sagen. Endlich ward der Jünger selbst vom Schlafe überwältigt — und er sah im Traume einen Engel, der ihm auf einem prächtigen Purpurkissen sieben goldene Kronen darbot und freudig zu ihm sprach: „Jeder Selbstüberwindung eine Krone.“

Der gute Sohn.

Martin ging zu einem Bauern und hielt um Arbeit an, damit er sich etwas verdienen könne. „Ich will dich,“ sagte der Bauer, „zum Viehhüten annehmen und dir, wenn du fleißig bist, zu essen und für den ganzen Sommer zwölf Franken geben.“ „Ich will recht fleißig sein,“ sagte Martin, „aber ich bitte

Euch, gebt mir jede Woche, was ich verdiene. Ich habe zu Hause einen armen Vater, diesem möchte ich gerne jede Woche meinen Lohn geben.“ Der Bauer, dem diese kindliche Liebe überaus wohlgefiel, willigte gerne ein und vermehrte noch den Lohn. Und der Sohn trug alle Sonntage seine verdienten Räcklein und was er noch sonst an seinem eigenen Munde ersparen konnte, fleißig nach Hause.

Wie schön ist's, wenn ein Kind der Eltern nicht vergißt,
Und stets für ihre Liebe durch Gegenliebe dankbar ist!

Die höflichen Kinder.

Ein fremder Wanderer reiste durch ein Dorf. Mehrere Kinder standen im Wege und trieben ihr Spiel. Als nun der Fremde näher kam, da wichen die Kinder links und rechts aus, zeigten sich höflich und sagten freundlich: „Guten Abend!“ Der Fremde grüßte auch sie mit Freundlichkeit und fragte: „Welcher Weg führt nach Boban?“ Die Kinder riefen: „Der zur linken Hand.“ Als bald ging dem Fremden Eines nach und geleitete ihn bis zum Hügel, wo es ihm den Weg deutlich zeigen konnte. Diese Kinder waren höflich. Alle Kinder sollen sich der Höflichkeit befleißigen. Dieselbe schadet nichts, aber nützet viel.

Wohlgezog'ne Kinder müssen
Freundlich alle Leute grüßen.

Der gute Bruder.

Wilhelm stand vor der Gartenthüre des Nachbars und dieser rief den Knaben herein. Der Nachbar pflückte eben Früchte von einem Baume und er reichte dem Wilhelm zwei röthliche weiche Pflirsiche. Der Knabe wollte schon einen anbeissen, da legte er aber beide in sein Hütlein und lief eilends heim. Er hatte zu Hause zwei kleine Geschwister, die waren krank. Wilhelm fragte zuerst die Mutter, ob die Kranken auch Pflirsiche essen dürfen, und die Mutter bejahte es. Da ging er leise zu ihren Betten und bot jedem einen Pflirsich. Sie nahmen die Pflirsiche mit den magern Händen und aßen sie mit Lust, Wilhelm saß an dem Bette und war sehr vergnügt, als er seine Geschwister die Früchte aufzehren sah. So lieben sich brave, gute Geschwister.

Geschwister sollen groß und klein
Stets unter sich recht liebeich sein.

Aufrichtigkeit gegen die Eltern.

Die Mutter saß mit ihrem Söhnlein beim Abend-
schein in der Wohnstube. Da kam der Vater aus
dem Garten herauf. Er war aber sehr betrübt und
sprach mit ernster Stimme: „Was habe ich im
Garten gesehen! Die Blüthen an zwei Zwergbäumen
sind fast alle abgerupft. Wer hat mir so meine Freude
zerstört?“ Die Mutter wurde auch betrübt und der
Sohn sah erschrocken zu Boden. Der Vater fragte

ihn: „Weißt du nicht, wer mir die Blüthen zerstörte?“ Da stand das Söhnlein auf, blickte den Vater ganz traurig an und sprach: „Ach, Vater! ich habe es gethan.“ Die Eltern warnten den Knaben. Er aber wünschte ihnen gute Nacht und ging mit Thränen in sein Schlaffämmerlein. Dieser Knabe redete aufrichtig. Kinder sollen mit Aufrichtigkeit ihre Fehler gestehen.

Folgen der Lüge.

Hans, ein lügenhafter Knabe, hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages schrie er, um sich einen boshaften Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt, der Wolf kommt!“ Die Bauern kamen sogleich mit Aexten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie aber nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim und Hans lachte sie heimlich aus. Am andern Tage schrie Hans wieder: „Der Wolf, der Wolf.“ Die Bauern kamen wieder heraus, aber nicht mehr so zahlreich wie den Tag zuvor. Sie schüttelten, als sie keinen Wolf gewahr wurden, die Köpfe und gingen wieder voll Verdruß nach Hause. Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „O Hilfe! o Hilfe! der Wolf! der Wolf!“ Allein es kam ihm kein einziger Bauer zu Hilfe. Die ganze Schafheerde sprang eilends dem Dorfe zu. Den armen Hans aber, der nicht so schnell laufen konnte,

wie die Schafe, erwischte der Wolf, zerriß ihn und fraß ihn auf.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Ungehorsam wird schrecklich gestraft.

Ein grausamer Knabe suchte in allen Hecken die Vogelnester auf und stach mit boshafter Freude den jungen Vögelein die Augen aus. Die Mutter warnte ihn öfter. „Du böses, gottloses Kind,“ sagte sie, „denke an mich, wenn du dich nicht besserst, so wird dich Gott gewiß noch strafen.“ Allein der freche Bube lachte heimlich dazu und machte es je länger je ärger.

Einmal an einem Sonntage ging er anstatt in die Kirche in den Wald, um eine neue Grausamkeit auszuüben. Da erblickte er auf einer hohen Eiche ein großes Vogelnest. Er kletterte sogleich hinauf, riß einen der jungen Vögel aus dem Neste und warf ihn herab. Schon wollte er auch nach dem andern greifen, da kamen plötzlich die Alten, die grimmige Raubvögel waren, und hackten ihm mit ihren scharfen Schnäbeln beide Augen aus.

Wer Gott und Eltern nicht zu achten sich erstreckt,
An dem wird sicherlich es schrecklich gerächt.

Stufenweise Grausamkeit.

Ein Bösewicht, welcher mehrere Mordthaten begangen, wurde von der Obrigkeit zum Tode verur-

theilt. Da er sich bereits auf der Nichtstätte befand, sagte er noch: „Ich würde gewiß nie so weit gekommen sein, einen Menschen zu ermorden, wenn ich nicht in meiner Kindheit mir angewöhnt hätte, die armen Thiere zu quälen. Durch diese Thierquälerei wurde mein Herz so verhärtet, daß ich zuletzt kein Bedenken mehr trug, auch Menschen umzubringen.“ Folge nicht deinen bösen Lüsten, sondern brich deinen Willen.

Güte dich vor dem ersten Schritte,
Denn mit ihm sind die andern Tritte
Du dem nächsten Fall gethan.

Der Knabe vor dem Apfelforb.

Ein Knabe ging einst in ein Haus, um einen andern Knaben in die Schule abzuholen. Er kam in die Stube und sah keinen Menschen, wohl aber sah er bei dem Fenster einen Korb voll Äpfel stehen. „Das sind schöne Äpfel,“ dachte er bei sich, „die müssen wohl schmecken.“ Er ging näher hinzu und sah sie noch begieriger an, ja er griff schon nach dem Korbe und langte heraus. „Nein,“ sagte er aber, „dies ist nicht recht, dies darf ich nicht thun. Wenn mich schon kein Mensch sieht, so sieht mich doch Gott, der ja Alles sieht, Alles hört, Alles weiß. Er ließ daher Korb und Äpfel stehen und wollte gehen. „Halt, bleib!“ rief jetzt Jemand in der Stube. Wie da der gute Knabe erschrocken ist! und noch mehr, als ein alter Mann, der hinter dem Ofen gefessen war, auf ihn zunging. „Fürcht' dich nicht,“ sagte er zu dem

Knaben, „du bist ein gutes Kind! Weil du Gott vor Augen gehabt hast, so nimm jetzt der schönen rothen Aepfel, so viel du willst und einschieben kannst, und merke dir's dein Leben lang:

Auch wenn du ganz allein bist,
Thu' nie, was unrecht ist.
Was ich habe und was ich thu',
Sicht mir Gott, mein Vater zu.

Die Suppe.

„Die Mittagsuppe ist doch gar zu mager,“ sagte die kleine Gertrud und legte den Löffel weg, „ich mag nichts davon. „Jetzt habe ich nicht Zeit, eine andere Suppe zu kochen,“ sagte die Mutter, „ich will dir aber eine bessere Abendsuppe vorsehen.“

Die Mutter ging hierauf mit Gertrud in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus und Gertrud mußte, bis die Sonne unterging, die herausgegrabenen Erdäpfel auflesen und in die Säcke sammeln. Nachdem sie am Abende heim gekommen waren, brachte endlich die Mutter die Abendsuppe. Gertrud verkostete sie und sagte: „Das ist freilich eine andere Suppe, sie schmeckt viel besser als die am Morgen.“ Sie aß das ganze Schüsselchen voll mit Lust und Appetit aus. Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben die Suppe, die du heute Mittag stehen liehest. Jetzt schmeckt sie besser, weil du den ganzen Tag fleißig gearbeitet hast.“

Wer seine Arbeit fleißig thut,
Dem schmeckt auch seine Speise gut.

Einige Erzählungen aus der Walliser Geschichte.

Unser Vaterland.

Wallis, das ist der theure Name unseres geliebten Vaterlandes. Dieses Land liebt der Eingeborne so, daß er es selten verläßt, und nachdem er es verlassen hat, bald wieder Heimweh darnach fühlt, zurückkehrt und seine einfachen Sitten wieder annimmt. Auch der Fremde besucht es gern und es gefällt ihm darin. Wallis ist das Land voll klimatischer und nationaler Gegensätze; wo italische Glut und ewiges Eis dicht bei einander wohnen; wo man aus reichen, schönen Thälern zu starren, drohenden, wolkenumzogenen Gebirgen aufschaut, um deren grause Zacken der Lämmergeier seine Kreise zieht; wo feuriger Wein und die orientalische Pflirsche nahe bei kümmerlichen Tannen und Lerchen wachsen; wo man in einer einzigen Pfarrei alle vier Jahreszeiten auf einmal hat: unten Herbst, in der Mitte Sommer und Frühling, und auf den Höhen ewigen Winter; wo der Zauber einer großartigen, schauerlichen Mittelaltersgeschichte auf den zerfallenen vielen Burgen und Bergen liegt.

Der Reisende bewundert da den Wechsel der Aussichten: wie das Prachtvollste mit dem Lieblichsten und Anmuthigsten gleichsam verschmilzt. Hier ragen über den Bergen ungeheure nackte Felsen empor, und über diesen leuchten ewige Gletscher; dort erblickt man zwischen zwei Berghörnern hindurch, ganz in der Tiefe ein reizendes Thal mit seinen fruchtbaren Feldern. Auf einmal verengt sich der Gesichtskreis wieder so, daß man nur noch die von allen Seiten himmelanragenden Felsen sieht; rechts und links gähnen entsetzliche Abgründe und Schluchten herauf, deren Grund der finstern Nacht gleicht, in denen das Brüllen des von Bank zu Bank, von Abgrund zu Abgrund sich stürzenden und schäumenden Wassers nicht mehr oder nur dumpf gehört wird. Dennoch liegt im nämlichen Abgrunde wieder ein Dörfchen, und hoch über dem Haupt des Wanderers, auf steilen, hervorspringenden Felsen, hängen Hütten, und selbst auf den Berggipfeln, die nur dem Blitz zugänglich scheinen, stehen noch Sennhütten, von denen herunter der fröhliche Hirt den Reisenden begrüßt.

Am großartigsten spricht sich die Natur des merkwürdigen Landes aus, wenn man zu oberst im Lande von den Dörfern hinunter auf das niedere Thalland schaut, durch das der Rhodan strömt, dem zur Rechten und Linken die mächtigen Berge, wie Festungswerke mit hohen Wällen und Thürmen, sich erheben. Diese Ländergestalt ist einzig in ihrer Art. Das große Thal zwischen den zwei Bergketten dient zu einem Behälter der zerbröckelnden Trümmer, wodurch die Ebenen höher und breiter, wie trockener und frucht-

barer werden. Was' der Rhodan nicht ebnete, das hat er zu runden Hügeln aufgeschwemmt. Auf einigen derselben prangen wieder Gelände im herrlichsten Grün. Die Geschichte des Landes berichtet eine Menge von Bergstürzen, Gletscherbrüchen, Schneelawinen, Wasserüberschwemmungen und Verwüstungen, von denen später ausführlich wird erzählt werden.

Zustand des Landes, oder ehemals und jetzt.

Es war eine Zeit, wo man keine Wiesen und Wälden, keine Aecker und Gärten, keine Fruchtbäume und Weinreben sah, sondern wo den Boden von einem Berge zum andern Seen und Moräste, Pfützen und Sümpfe, die Berge aber undurchdringliche Wälder bedeckten da, wo jetzt Dörfer, Flecken und Städte stehen und rings um selbe herum gesäet und geerntet wird. Es waren auch noch keine künstlich angelegte Wasserfuhren, durch welche die dürren, unfruchtbaren Hügel und Berge in walddreiche Gegenden verwandelt wurden. Es waren keine Gebäude, die zum Einsammeln der Nahrungsmittel, keine Wohnungen, die zur Ruhe, zum Schirm vor Hitze und Kälte, zur Sicherheit vor wilden Thieren und Menschen oder sonstigem Ungemach dienten. Es waren mehr wilde, als zahme Thiere, und jene waren den Menschen fürchterlicher, als die Menschen ihnen. Es gab noch keine Strassen und Brücken, auf welchen die Menschen bequem zusammen kommen konnten, um einander zu helfen. Es gab noch keine Obrigkeiten, bestimmt zur Sicherheit der Schwächern. Es waren noch keine

Handwerke und Erfindungen, um sich Nahrung und Kleidung zu bereiten; noch weniger gab es Künste, die dem Menschen so große Vortheile bringen. Wie Vieles war damals noch nicht, dessen wir jetzt nicht mehr entbehren können!

Zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Gegenden her wanderten Menschen in das Land, lebten anfänglich als Hirten, mit ihren Heerden herumziehend, und waren roh und ungebildet, wild und grausam. Nach und nach fingen sie an, einige Plätze, die sie bewohnten, anzubauen. Den Samen zum Getreide, und die Pflanzen zu Fruchtbäumen, und Weinreben brachte man aus andern Ländern.

Alles das, was wir jetzt im Lande sehen, daß es anders ist, haben der Fleiß, die Arbeitsamkeit, die Erziehung und der Unterricht so gemacht.

Einführung der Religion Jesu Christi im Wallis.

Durch Gottes liebevolle Vorsehung kamen frühe schon Christen und Boten des christlichen Glaubens in unser Vaterland, um da die beseligende Lehre Jesu Christi zu verkünden, die Glaubenden zu taufen und sie in die Kirche oder christliche Gemeinde aufzunehmen.

Bevor aber die göttliche Offenbarung, welche Jesus einen Samen nennt, im Wallis sollte ausgesäet werden, wollte Gott die harte Erde mit dem Blute vieler Christen begießen, tränken, weich und fruchtbar machen, damit dann die heilige Lehre um so leichter und

schneller Eingang und Aufnahme finde und Früchte der Tugend trage. Diese Heldenchristen werden wir bald kennen lernen lernen.

Der heilige Mauritius und seine Mitkämpfer.

Der ewige, weise und gute Vater im Himmel hat sich sogar der Kriege zwischen wilden, herrschsüchtigen Menschen und der blutigen Verfolger der Christen bedient, um die ewigen Wahrheiten um so schneller unter den Menschen zu verbreiten.

**Was den Christennamen tilgen sollte,
Das hat ihn verbreitet aller Orten.**

Am Ende des dritten und im Anfange des vierten Jahrhunderts haben solche Herrscher über einen großen Theil der Welt den Nichtunterthanen und den Christen zugleich den Krieg angekündigt. In dieser Absicht führte einer von ihnen viele tausend Soldaten aus Italien über den St. Bernhardsberg, über Martinach und St. Mauritz nach Gallien. Nahe bei St. Mauritz wurde der Feldherr Mauritius mit seiner Legion, die er anführte, enthauptet, weil sie den Götzen nicht opfern, die Christen nicht aufsuchen und verfolgen wollten. Sie wollten lieber sterben, als Gott beleidigen. Sie sagten ihrem Oberherrn ganz bescheiden: Wir sind dir Gehorsam schuldig, so lange du uns nichts befehlst, was wider Gott ist; er ist dein und unser Herr, er wird dein und unser Richter

sein. Diese gerechte Antwort brachte den Kaiser in ungerechten Zorn und er ließ sie alle ermorden. Es waren bei 6600 an der Zahl.

Die Namen dieser heiligen Märtyrer aller sind Gott allein bekannt. Auf uns sind folgende Namen gekommen: Mauritius und seine Mithauptleute, Candidus, Innocentius, Cruperius, Victor und Constantius.

Durch Gottes Leitung entflohen einige hier dem Tode, damit sie durch ihr heldenmüthiges Bekenntniß des Glaubens an Gott den Vater und seinen eingebornen Sohn Jesus Christus auch anderswo den christlichen Glauben verbreiteten. Zu diesen gehören: 1) die Anführer Urs und Victor mit ihren Soldaten, 2) Felix, ein vornehmer Jüngling, und Regula, seine Schwester, mit Cruperanz, welcher der Bediente und Begleiter dieses gottesfürchtigen Geschwisterpaares war. Die ersten sind in Solothurn, 30 Stunden von St. Mauritz, diese letzten in Zürich wegen ihres Glaubens gemartert worden.

Das Fest des heiligen Mauritius feiern wir am 22. Herbstmonat. Er wird verehrt als Patron des Landes, und besonders derjenigen Jünglinge und Soldaten, die für Gott und Vaterland zu kriegen bereit sind.

Der Mehrsten Namen sind verklungen, und von ihrem Blut
und Wunden

Werden keine theure Spuren von den Frommen aufgefunden;
Aber Eines strahlet dauernd, aber Eines ist geblieben,
Wie die Helden lebten und im Tod die Brüder lieben.

Jedem Kämpfer für den Glauben
Kann die Krone Niemand rauben.

Der heilige Theodor, erster Bischof im Wallis.

Der Heldenmuth des heiligen Mauritius und seiner Gesellen hat so kräftig auf die Herzen der Einwohner gewirkt, daß von den Christen der Glaube eifriger verbreitet und von den Nichtchristen derselbe lieber angenommen worden ist.

Unter denen, welche im Wallis das heilige Evangelium geprediget haben, nennt uns die Geschichte: 1) im Jahr 300 den heiligen Bischof Degerius; 2) 323 den heiligen Sulpitius, und 3) 347 den heiligen S e m p r o n i u s, beide Bischöfe; 4) nach einem andern Geschichtschreiber den heiligen H y g i n u s, ein geborner Walliser, der, nachdem er zu Alexandria und zu Genf Bischof gewesen, schon 155 im Wallis an der Befehrung seiner Verwandten gearbeitet hat und in seinem Vaterlande an dieser heiligen Arbeit gestorben ist.

Diese Heiligen und viele Andere, die von Italien durch's Wallis nach Gallien reisten, hatten durch ihre Lehre, ihr Beispiel und Gebet schon so Viele zu Christus befehrt, daß der Bischof zu Mailand, der heilige Protasius, nothwendig fand, dieser Gemeinde Jesu Christi im Wallis einen eigenen Oberhirten oder Bischof zu geben; er schickte 350 den heiligen Theodor in's Wallis. Dieser wohnte zu Martinach, an welchem Orte damals die Hauptstadt vom Wallis war, und arbeitete eifrig an der Erhaltung der Gläu-

gigen und an der Bekehrung der noch Ungläubigen. Viele von diesen liefen ihm zu; Andere suchte er auf, wie ein guter Hirt, bis gegen das Jahr 391. Dieser sorgfältige Vater blieb noch lange nach seinem Tode weit und breit im frommen Andenken bei den Christen, und noch heute wird er hochverehrt.

Der erste bekannte Bergsturz im Wallis.

Nach dem Tod des heiligen Sigismund kam Wallis mit den Burgundern unter die Frankenkönige, die Merovinger genannt.

Die Walliser hatten in dieser Zeit Vieles zu leiden von barbarischen Völkern und wegen andern Unfällen.

Ein trauriges Ereigniß erzählt der heilige Marius Bischof zu Wisflisburg, später zu Lausanne, welcher 575 noch lebte, wie folgt: „Plötzlich stürzte ein hoher Berg, Taurus genannt, in den Grenzen von Wallis ein und begrub die nahe gelegene Burg Taurus (oder Epaonda) mit den Dörfern und ihren Einwohnern. Der 50,000 Fuß lange und 20,000 Fuß breite Genfersee wurde dadurch so in die Höhe getrieben, daß seine wüthenden, hoch ansteigenden Fluthen auf beiden Ufern die ältesten Dörfer mit den Einwohnern und Heerden, auch viele Gotteshäuser mit denen, die dem Gottesdienst oblagen, zerstörten, daß sie sogar bei Genf die Brücke und die Mühlen, ohne daß sich die Einwohner retten konnten, gewaltig fortrissen und selbst in der Stadt noch mehrere Menschen tödteten.“

Der heilige Gregor, Bischof zu Tours in Frankreich, erzählt denselben Fall noch umständlicher auf folgende Weise: „Als etwas Unerhörtes erfuhr man, diesen Bergsturz in Frankreich. Mehr als 60 Tage lang vor dem Einsturze gab dieser Berg ein ungewöhnlich dumpfes Getöse von sich. Endlich spaltete er und riß sich vom angrenzenden Berge und wälzte sich zerbröckelnd mit Allem, was am Abhange war, mit Menschen, Kirchen, Häusern und Anderem, in den Fluß und sperrte denselben so ein, daß er rückwärts ging, da die Gegend eng eingeschlossen von Bergen ist, zwischen welchen sich der Strom durcharbeitet. Darum wurde das Land weit hinauf als grauer See bedeckt und verwüstet. Endlich durchbrach die hohe Wasserlast (den Schutt) die Sperre so unerwartet, daß er auch untenwärts Menschen, Vieh, Gebäude, Alles, was er auf beiden Ufern bis auf Genf antraf, wegriß oder zerstörte. Es wird erzählt, daß das Wasser in genannter Stadt über die Mauern gegangen sei. Dieses Alles ist begreiflich, da der Rhodan, wie gesagt, in dieser Gegend eng zwischen den Bergen durchfließt, und die offene Seite, wo er sich hätte ausdehnen können, zugeschlossen war. Nicht lange nachher stürzte ein zweiter Aloy herunter und begrub 30 Klostermänner, welche in der zerstörten Burg Erz oder Eisen ausgruben.“ Dieser Berg heißt jetzt Jord. Die zerstörte Burg war dieselbe, welche der heilige König Sigismund zu Anfang desselben Jahrhunderts gebauet und wo er 517 einen Kirchenrath durch seine Wohlthätigkeit unterstützt hatte. Die warme Badequelle bei Lavey, auf dem Boden von

Waadtland, soll vor diesem Sturz auf dem linken Rhodanufer gewesen sein.

Anderer Bergstürze und auch Schneelawinen.

Martinach ist gänzlich zerstört worden 580.

Leuf soll ehemals auf der Mittagsseite am Berge gestanden und dann vom Ausbruch des Illgrabens verschüttet worden sein.

Das Dorf Gremenz in Eifisch ist zerstört worden im 13ten Jahrhundert.

Die Leuker-Bäder mit allen Gebäuden fielen durch eine Schneelawine zusammen 1518.

Evioumaz, Dorf und Gegend, wurden begraben 1535.

Das Dorf Bagne mit Badeanstalten und 145 Menschen verschwand 1545.

Der Getrozgletscher bricht ein und verheeret bis Martinach hinaus, wo er 500 Gebäude weggraffte, im Jahre 1595.

Bei dem Bach Trient ist durch die Ueberschwemmung das Dorf Grisiak, von andern Brenz genannt, ganz verschwunden.

Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts wurde auch das Dorf Naren eingescharrt, so daß man von der alten Kirche, die auf dem Biel stand, nur noch den Thurnt sieht.

Auf dem Simpelberg hat der Gletscher das Dorf auf der Egg zerstäubt.

Bei Salvan verschwand ein Dorf 1636.

Im nämlichen Jahre stürzte auch bei St. Mauriz

das Horn Novidoraz ein, wodurch die Luft 7 Stunden weit mit einer Staubwolke angefüllt worden. Der Schutt war 6 Klafter hoch.

Zwischen Gundis und Ardon wurde ein schönes Alpenthal ausgefüllt durch den Bergfall des Diableret in den Jahren 1714 und 1749, was umständlicher wird beschrieben werden.

Im Leuker-Bade zerstörte 1719 eine Lawine 58 Gebäude, wobei 55 Personen todt blieben. Ein gleiches Unglück ereignete sich dort 1759 und schon 1518.

Auch zu Obergesteln, wo das Dorf damals vor dem Hügel stand, blieben 84 Menschen todt 1720, und das Dorf wurde ganz verschüttet.

Monthey wird überschwemmt 1734.

Randa hat vom Gletscher großen Schaden gelitten in dem Jahre 1737, und einmal vor dieser Zeit und ein anderes Mal nachher.

Die Stadt Sitten litt durch's Wasser 1740 und 1778.

Der Getrozgletscher stürzt wieder in die Drauz, schwellt das Wasser lange auf; endlich bricht es durch und tödtet 50 Personen. Der übrige Schaden wurde über eine Million Schweizerfranken gerechnet, 1818.

Biel und Selkingen verloren durch die Lawine 50 Personen und viele Wohnungen 1827.

Unzählige Male schon haben Bergschutte, Felsenbrüche, Schneelawinen, Gletscherstürze und Wassergüsse den Boden von Wallis theilweise oder ganz überschüttet, und schöne Wiesen, Baumgärten und Aecker in Steinhäufen verwandelt, wie es bei Sitten,

Siders, Leuf, Naters und Mörel sichtbar ist. Wie oft ist die ganze Ebene in einen See verwandelt worden. Von den zwei letzten großen Ueberschwemmungen in den Jahren 1834 und 1839 wurde der Schaden auf je 2,000,000 Franken geschätzt.

Man sagt, der Walliser mache an gefährlichen Orten, z. B. bei einem Ueberschwemmung und Vermüstung drohenden Bache nichts anders als etwa ein Kreuz aufstecken oder ein Bilderstöcklein hinstellen.

Es ist wahr, das haben unsere Väter gethan, und es wird noch gethan, und es zeugt von Vertrauen auf Gott. Aber es ist nicht wahr, daß nur das gethan werde. Es wird auch Hand angelegt, obschon nicht immer mit genug Plan und Uebereinstimmung. Oft fehlen Kenntniß, Kräfte und andere Mittel.

Der wahre Christ thut sein Mögliches und vertrauet mehr auf Gottes, als auf das eigene Wirken.

Eines ohne das Andere würde Unglauben oder Versuchung Gottes verrathen.

Die Pocken oder Blattern.

Im Jahre der Geburt unsers Erlösers 568 fielen von Mailand her neu angeseidelte Nordvölker über den Simplon und St. Bernhardsberg in's Wallis raubend und verwüstend zum ersten Mal ein. Sie wurden zwar von den Wallisern zurückgeschlagen, ließen aber die bis dahin noch unbekanntete Seuche der Pocken (Blattern) zurück. Diese breiteten sich in dem heißen Lande schnell und furchtbar aus und rafften Klein und Groß in Menge weg. Niemand wußte

damals noch zu helfen. Anstatt zu helfen, liefen die erschrockenen Bewohner aus Dörfern und Städten; die Todten, Groß und Klein, Jung und Alt, lagen unbegraben und das Vieh blieb unverpflegt. Die Frankenkönige, unsere damaligen Oberherren, wußten dem Uebel durch kein anderes Mittel zu begegnen, als durch Einschärfung unter strengen Strafen, daß der Sonntag und besonders die Ostertage heilig gehalten werden.

Diese Landplage wurde aus dem heißen Morgenlande gebracht und ist sehr ansteckend. Dagegen hat seither die Arzneikunst Mittel gefunden, besonders durch das Einimpfen vom gleichen Stoffe, um den im Körper vertheilten Stoff zusammen- und auszuziehen.

Beten ist gut und nothwendig; aber die von Gott gegebenen Heil- und Verwahrungsmittel muß man auch nicht vernachlässigen in Krankheit.

Die Kapelle auf dem Glisacker.

Nach einer alten geschriebenen Chronik von Brig hat ein Bischof von Sitten im Jahre 620 nahe bei Brig auf der schönen Ebene, wo jetzt die prächtige Pfarrkirche steht, eine Kapelle gebaut. Von dieser hatte der Ort den Namen erhalten, der Glisacker (*ager ecclesiae, le champ de l'église*). Später stifteten dort edle, fromme Männer den Unterhalt für Priester, welche dort und zu Meters abwechselnd das Lob Gottes sangen.

Seither war Glis der Ort, wo die Andacht und

das Vertrauen die Gläubigen zu Tausenden hindrängte, um Gott in seinen Heiligen, besonders in der hochbegnadigten und gnadenreichen Mutter seines göttlichen Sohnes, zu loben und ihn um Gnade, Hilfe und Beistand in allen Anliegen zu bitten; wo auch Tausende sind erhört und getröstet worden.

Auch zu Sitten, Leuf und Bisp wurden Chorpriester angestellt, die dort dem Lobe Gottes oblagen.

So waren lange Zeit nur hie und da eine Kapelle oder eine Klosterkirche, wohin die Leute von weither zum Unterricht und Gottesdienste gingen. Sie gingen gern, obschon es weit war. Wie der des Leibes, so treibt den Menschen auch der Seelenhunger.

Der heilige Theodul, Bischof und Patron von Wallis.

Jedermann liebt und sucht Seinesgleichen, die Tugendhaften suchen den Umgang mit Tugendhaften, denn mit den Guten bleibt man gut, und mit den Verkehrten wird man verkehrt.

Der fromme Karl der Große liebte darum auch die Frommen; er hatte sie gern in seiner Nähe und stellte sie auf den Leuchter, um recht vielen zu nützen durch Lehre, Beispiel und Gebet.

So einer war der heilige Theodul. Er stammte aus einem vornehmen Haus in Burgund, hatte die beste Gelegenheit zu einer guten Erziehung und benützte sie auch. Er bewahrte die Unschuld, das kostbarste Gut, durch Gottesfurcht, Eingezogenheit, Demuth und Folgsamkeit, durch großen Fleiß in Erlernung vieles Guten, weil die Jugend dazu die geeig-

netzte ist. Diese Tugenden nahmen in Theodul mit den Jahren an Vollkommenheit zu, und er war bei Gott und den Menschen beliebt.

Karl der Große nahm ihn zu sich und Theodul war des Kaisers Hofkaplan und vertrauter Begleiter. Auf einer Reise nach Rom 801 erhielt der Kaiser vom Papst eine Partikel vom heiligen Kreuze unsers göttlichen Heilandes. Mit diesem kostbaren Schätze schickte der Kaiser den heiligen Theodul nach Sitten, wo er einige Jahre als treuer Oberhirt der Heerde Gottes vorstand.

Wer Gott und die Kinder Gottes liebt, wie Theodul, über den verwundere sich Niemand, wenn auch Gott ihm Zeichen seiner Liebe gibt; wenn Gott seines Dieners Gebet, das er täglich für das zeitliche Wohl seiner lieben, theuren Heerde zu ihm schickte, erhörte, auch durch Wunder verherrlichte; wenn der hl. Theodul in einem Nothjahre den wenigen Wein durch Segen und Gebet wunderbar vermehrte, wenn er durch sein Gebet Hochgewitter abwendete, wenn er dem Kaiser von Gott Gnade und Erbarmung ersuchte.

Darum ist es sich auch nicht zu verwundern, wenn dieser treue Diener Gottes auch nach seinem Tode nicht nur im ganzen Lande, sondern in der ganzen Schweiz, in Frankreich und Italien verehrt und angerufen wird.

„Wer mich liebt, wird von meinem Vater geliebt werden,“ sagt Christus.

Der heilige Bernhardus von Menthon.

Ueber den schrecklichen Unfug, der mit den Reissenden im Wallis getrieben wurde, klagte man aller Orten. Canut, König von England und Dänemark, der Gleiches erlitten, klagte darüber zu Rom vor Pabst und Kaiser. Die Könige von Burgund, wie schon Karl der Große auf Empfehlung des Pabstes Adrian I., ergriffen wohl Maßregeln; aber diese waren weder kräftig, noch dauerhaft; die Grausamen blieben doch grausam. Nur die milde Religion Jesu kann die rohen in sanfte Menschen umwandeln. Zum Werkzeug wählte Gott den Bernhardus von Menthon, von dem der Jupitersberg nun den Namen führt St. Bernhardsberg, der noch berühmt ist.

Bernhard wurde im Jahre 923 auf dem Schlosse Menthon, bei Anney in Savoyen, von sehr ansehnlichen Eltern geboren. Der Vater hieß Richard; die Mutter aber nannte sich Berlione von Duin. Ihr Großvater Oliviers war Graf zu Genf und Pair von Frankreich. Als Bernhard sieben Jahre alt war, gab man ihm den damals berühmten German zum Hofmeister, Erzieher und Lehrer. Er entsprach vollkommen den Wünschen der Eltern und des Lehrers. Als er 14 Jahre alt war, schickten ihn seine Eltern auf Paris in die höhern Schulen. Hier machte er sich tauglich zu allen Ständen und Aemtern, die einem so vortrefflichen einzigen Sohne und Erben so großer Güter offen standen. Die Eltern ließen ihm die Wahl zwischen dem Kriegsdienst oder den Staatsämtern. Er flehte in diesem wichtigen Geschäfte, von dem zeitliches und ewiges Wohl abhängen, den Himmel um

Beistand an. Von da fühlte er immer mehr Hang zum geistlichen Stand. Aber wie mit den lieben Eltern unterhandeln, die ihm schon die junge Gräfin von Milan, auch einzige und ebenso tugendhafte Tochter, zur Braut bestimmt hatten? Der innere Drang brachte ihn zu einem heldenmüthigen Entschlusse. In der Nacht vor dem Hochzeitstage verließ er das väterliche Haus mit Zurücklassung eines Briefes. Man kann sich leicht vorstellen, welche Bestürzung im Hause der Eltern am Morgen war. Aber diese Trauer sollte einmal in Freude verwandelt werden.

Bernhard ging in die Stadt Aosta, welche hinter dem St. Bernhardsberg liegt. Hier bat er, unter die regulirten Chorherren aufgenommen zu werden und aller Welt verborgen zu bleiben. Im Jahre 956 wurde Bernhard einstimmig zur Würde des Archidiacons, des Ersten nach dem Bischöfe, gewählt. Das Erste, was er that, war die Anstellung geschickter Lehrer an den untern und höhern Lehranstalten.

Während er jeden Tag mit irgend einem guten Werke bezeichnete, entdeckte er mit Schmerz, daß auf dem Jupitersberg noch Götzendienst getrieben werde. Um dieser jämmerlichen Verblendung abzuhelfen und jene Abgötterer zur Erkenntniß der wahren Religion und zur Anbetung des wahren Gottes zurückzuführen unternahm der heilige Bernhard das mühsame Werk einer Mission, und zwar mit einem außerordentlichen Erfolge; denn durch seine Predigten und Ermahnungen voll Kenntniß, Eifer und wahrhaft geistliche Liebe hellte er nicht nur den Verstand des rohen Volkes auf, sondern er rührte auch so kräftig da

Herz desselben, daß es für den Glauben der katholischen Kirche eingenommen wurde.

Auf diesem Berge widmete er nun sein Leben der Unterstützung der Reisenden.

Der Ruf dieses Mannes wurde weit und breit berühmt. Da dachten seine Eltern, vielleicht könne dieser ihnen Nachricht geben über ihren theuren Sohn. Sie unternahmen eine Wallfahrt dorthin. Nach langem Kampfe mit sich selbst, gab er sich seinen lieben Eltern zu erkennen. Diese gingen nun getröstet und hocherfreuet heim und beteten Gott an in seinen Führungen.

Gleichgestunte Menschenfreunde schlossen sich an Bernhard an und sie erbaueten in dieser Wildniß ein neues Zufluchts haus. Diese fromme Genossenschaft lebte da unter der Regel, welche der heilige Augustinus einer ähnlichen Gesellschaft aus dem Evangelium zusammengeschrieben hatte, und übte die Gastfreundschaft mit Aufopferung ihres Lebens aus.

Noch im Jahre 1845 sind ein Priester und zwei Knechte umgekommen, da sie Hilflosen nacheilten.

Diese weltberühmte Wohlthätigkeitsanstalt dauert schon bald 900 Jahre und hat Unzähligen schon das Leben gerettet. Sie hat noch immer Gelegenheit, jährlich bis 40,000 Rationen Speisen auszuthellen. Nur Einrichtungen, welche auf der Religion, auf dem Glauben an Gott den Vater und seinen Sohn Jesus Christus, auf der christlichen Nächstenliebe beruhen, sind von solcher Aufopferung und Dauer.

Es haben gottselige Menschenfreunde für die Reisenden herauf im Wallis noch manches Zufluchts-

haus gebaut, wie auf dem Simpelberg, in Brig, Bisp, Leuf, Salgisch, Sitten, Martinach, St. Maurig u. s. w.

Nicht nur die, welche von den wilden Völkern im Thal Entremont, sondern auch jene, welche in andern Thälern des Wallis, wie in Brig, Eifisch und Saas, sich niedergelassen haben, nahmen in dieser Zeit den christlichen Glauben an, und so nahm die Rohheit in dem Grade ab, in welchem das Christenthum zunahm.

Der heilige Bernhardus lebte bis zu Anfang des elften Jahrhunderts, und sterbend empfahl er das Liebeswerk seinen Nachfolgern.

Die Grafen von Savoyen.

Nachdem das burgundische Reich 1034 erloschen war, sprachen die deutschen Kaiser das Wallis an, und Einer von diesen schenkte es dem Grafen von Savoyen, weil dieser ihm im Kriege gute Dienste geleistet hatte.

Die Grafen von Savoyen waren übrigens gute Herren: sie baueten Kirchen und Klöster und machten manche gute Einrichtung. Einer hat die Kirche auf Valerie gebaut und ein Domherrenstift gemacht. Zwischen den Jahren 1224 und 1230 hat ein Anderer, mit Namen Aimo, die Festung auf Montorge (Gerstenberg) gebaut. Die Bischöfe und die übrigen Geistlichen im Wallis waren von jener Zeit an lange

Zeit meistens Savoyer. Auch zogen viele Adelige in's Land und ließen sich in allen Gegenden bis an Rhodans Quelle nieder, nämlich bis in das hochgelegene Gerenthal zu oberst in Goms. Es gab damals noch mehr Allmeind als jetzt. Diese gehörte dem Herren des Landes, und der theilte sie aus, wem er wollte.

Mehr als sechszig solcher großer Herren wurden gezählt. Von ihren Wohnungen, die genannt wurden Schlösser, oder Burgen, oder Festungen, sieht man jetzt noch einige Ueberbleibsel von Mauern, oder man zeigt den Ort, wo sie gestanden sind, meistens auf hohen, fast unzugänglichen Felsen. Die Herren selbst heißt man noch „die alten Zwingherren.“ Anfangs waren sie gute, friedliebende Herren. Nach und nach aber wurden sie, wie reich, so auch mächtig, gegen ihre Unterthanen trotzig und gewaltthätig. Ihr Betragen wurde darum verhaßt und zuletzt unerträglich; sie kamen durch Kriege und Hader unter ihnen in solche Noth, daß sie ihre Güter verkaufen und aus dem Lande ziehen oder in selbem dürftig leben mußten.

Auch die Grafen in Savoyen sahen nicht gerne ein freies Volk, das sich selbst Gesetze macht, sich selbst darnach regiert und denselben Gesetzen gehorcht.

Unter allen Oberherren waren unsern Vorältern die Bischöfe, welche durch Schenkung, Erbschaft und Kauf im Wallis viele Rechte hatten, und darum Grafen und Präefkte hießen, die liebsten. Sie waren des Volkes Väter und beschützten es.

Die Berchtolde von Zähringen,
oder der Anlaß zur Freiheit im Wallis.

Das Wallis kam wieder unter andere Oberherren. Humbert III., Graf von Savoyen (1150—1188), fiel in des Kaisers Ungnade. Darum nahm er ihm das Wallis und gab es Einem, der sein treuer Freund war, nämlich dem Herzoge von Zähringen. Dieser neue sein sollende Schutzherr von Wallis war dem Kaiser lieber als den Grafen von Savoyen, als den Bischöfen, den Adelichen und dem Volke im Wallis. Gezwungenes Gut thut nicht gut. Das haben die Herzoge von Zähringen erfahren. Mehrmal überzogen sie das Land mit Krieg und schlugen die Walliser, wie in den Jahren 1160, 1182, 1184, diesmal auf dem Sidersand, und nach dem Tode Berchtold's IV. sein Sohn Berchtold V. 1187 auf dem Leukerfelde, wieder 1191 im Grindelwald mit Andern. Im Jahre 1211 zog er zum letzten Mal wider sie zu Feld. Er wollte zu oberst im Lande den Anfang machen und das Land hinunterziehen, mit Feuer und Schwert Rache zu nehmen. Darum zog er einen kaum gangbaren Pfad in den höchsten Alpen über den Grimselberg zu oberst in's Wallis und steckte die obersten Dörfer in Brand. Rauchwolken, Feuergeprassel und Jammergeschrei kündeten den Nachbardörfern die Anwesenheit des Feindes an. Von Mörel hinauf sammelten sich die Einwohner in Hast, erwarteten bei Ulrichen auf einer Anhöhe den Feind, fielen im Sturm auf ihn herab und siegten.

Die Morgenröthe der Freiheit im Baltis.

Menschen, die in Gottes schöner Natur aufgewachsen, ruhig und glücklich zusammen leben, hassen Druck und alles Unmenschliche. Bei ihrem natürlich frommen Sinne glauben sie, es sei unmöglich, daß die Einen die Andern plagen können. Gottes schöne Natur verkündet ihnen nur Güte und Milde; nur Güte und Milde erwarten sie von ihres Gleichen. Wer überdieß noch die Erfahrung gemacht und empfunden hat, wie köstlich die Freiheit ist, schätzt sie als das, was den Menschen zum Menschen macht.

Sie hat aber viele und gefährliche Feinde. Es gibt mächtige und ehrsüchtige Herren, die ungern ein freies Volk sehen. Es kann selbst unter dem Volke solche geben, welche die einfachen Tugenden ihrer Väter verlassen, gern voran sein und große Herren werden möchten. Endlich würde auch jener die Freiheit übel verstehen, ja selbe bald verlieren, der glaubte, er müsse den Gesetzen und Vorgesetzten nicht gehorchen.

Nach dem Sieg bei Ulrichen und im Baltshiederthal athmeten die Einwohner wieder etwas freier.

Auch der Graf Blandrati, Herr zu Biel, und die übrigen Ritter und Freiherren ob Gottesberg (Deisberg) in Goms schätzten und liebten dieses tapfere Volk, ließen ihm nicht nur seine Freiheiten, Rechte und Gebräuche, sondern gaben ihm noch mehr zu, so daß jener Theil ob-Deisbeg, welchen man die Grafschaft nennt und aus den Dörfern Biel, Blizigen, Selkingen, Ripigen, Glurigen,

Neckingen besteht, einige und zwanzig Jahre nach der Schlacht bei Ulrichen schon als freie Leute erklärt wurden, die keinem Andern mehr, als den hohen Herren unterthänig waren. Auch in Aernen, Milibach und Obergesteln erfuhr man kaum, daß man noch unterthänig war. Von dieser Zeit an fing man auch an andern Orten, wie in Saas, Bisperterbinnen, Törbel, an, Gemeinden zu bilden, Rechte anzukaufen und ein Gemeinwesen zu führen. Fünf Gemeinden im Saasthal nannten sich die fünf Finger an Einer Hand. Nur Eintracht gibt Kraft. Nur die Alten ließ man reden.

Die Mazza.

Mehr als einmal standen die Freiherren von Naron in den Kriegen zur Vertheidigung des Vaterlandes an der Spitze der Landsleute. Noch 1388 trug ihre Klugheit und Tapferkeit nicht wenig bei zu dem glänzenden Siege bei Bisp. Darum die Feinde auf dem Rückzug-unerhörte Rache an ihnen genommen haben. Sie bestürmten und verbrannten die Festung Beauregard, und tödteten dem Herrn von Eifisch, Peter von Naron, zwei unschuldige Kinder, Heinzmann und Petermann. Auch hat dieses Haus dem Lande 5 Bischöfe gegeben, von welchen zwei Heinrich und zwei Wilhelme dem Lande sehr lieb waren.

Erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts

unter Bischof Wilhelm dem Jungen und seinem Vater oder Onkel Guidschard, Landeshauptmanu, entstand Mißvergnügen und Mißtrauen gegen dieses edle, alte, berühmte Haus. Heßung von anderswoher, vom Aus- und Inland, brachte es endlich so weit, daß sich die Landsleute verschworen, nicht nur von diesem Hause keinen Mann mehr zu einem Amte zuzulassen, sondern dasselbe gänzlich zu vertreiben. Die Kriegserklärung gegen Baron geschah durch ein gewöhnliches Zeichen, die Mazza genannt.

Einer nahm einen großen Kolben, ging aus des Abends mit Mehreren an einen Ort, wo ein junger Birkenbaum stand. Sie wanden die Aeste zusammen, steckten den Kolben von oben hinein und rissen den Baum aus der Erde, wie das landfressende Uebel ausgerottet werden soll, mit verbundener Macht. Hierauf schnitzten sie den Kolben grob in die Gestalt eines Menschenantlitzes, auf daß er die unterdrückte Niedrigkeit (oder die leidende Gerechtigkeit) abbilde. Alsdann flochten sie durch die Aeste so viel Gesträuch, daß die Figur aus den Dornen kaum hervorsah, um anzuzeigen, wie Uebermacht reizt und zwingt. Endlich schlug Jeder, der sie retten wollte, unten einen Hufnagel in den Baum zur Bezeichnung seines festen Entschlusses. Diese Figur nannten sie Mazza und banden sie Nachts an einen Baum am Wege. Früh Morgens standen sie bei der Mazza, horchend die Reden der stillstehenden Menge, bis viel Volk versammelt war. Da trat ein kühner Mann als Mazzenmeister hervor, band die Mazza los, stellte sich mitten auf den öffentlichen Platz neben sie. Da erhoben

Viele ihre Fragen: „Mazze, was fehlt dir? Mazze, warum bist du hier?“ Das Stillschweigen sahen sie an als ein neues Leiden, indem die Leidenden die Leiden nicht einmal klagen dürfen. Sie sahen dies und fuhren fort: „Ist ein herzhafter Mann, welcher wohl reden kann und dem das Land lieb ist, derselbe trete hervor und sei Fürsprech der Mazze.“ Der Fürsprech redet in folgendem Sinn: „Sie wollen dir helfen, Mazze, sprich, nenne den Mann, welchen du fürchtest: — Ist's der Silinen?... Ist's der Asperling?... Ist's der Henngarten?..." Von jedem sagte er, welcher Unterdrückung er verdächtig sein mochte. Die Mazze schwieg. Endlich sprach er: „Sind es die von Naron?“ Die Mazze neigte sich sehr; ehrerbietig, wie hülfbedürftig stand auch der Meister. Der Fürsprech redete: „Sie hat euch geklagt; biedere Männer, wer sie retten will, hebe die Hand auf.“ Sobald sie das Mehr hatten (die Gesetze schwiegen vor der Gewalt, Macht hätte Gegenmacht erfordert), wurde der Tag auf bald möglichst bestimmt. Es erging von Dorf zu Dorf durch alle Zehnen: „Die Mazze wolle zu dem Landeshauptmann und allem Anhang von Naron.“

Zuerst brachten die Landsleute die Mazze vor die Häuser einiger reicher Diener der Naron's und zehrten diese aus. Als sie sahen, daß dies den Landeshauptmann und seine Verwandten nicht zur Nachgiebigkeit vermöge, brachten sie das gefürchtete Uding und Zeichen der Volksrache auch vor ihre Häuser. Da erschrock Guidschar'd von Naron. Er ritt auf Bern, wo er Bürger war, und bat um Hilfe und

Beistand. Bern, beleidiget und anderswo beschäftigt, wollte ihm nicht helfen. Da legte Guidschard die Landshauptmannsstelle nieder, sagte sich von dem Bischofe, Wilhelm von Aarou, den er nicht beschirmen konnte, los, und durch die Vermittlung Freiburgs versprachen die Landsleute, den Freiherren fürder in Ruhe zu lassen. Da sie aber vernommen, daß er außer Land Hilfe suche, beschlossen sie, ihn aus dem Lande zu treiben. Sie ruheten auch wirklich nicht, bis es geschah. Aber diese Gewaltthat kostete sie fünf und zwanzigtausend Gulden, viel Schaden und Schande.

Diese widerrechtliche That und ihre Veranlassung sind für alle Zeiten eine Lehre, daß der Vornehmere den Geringern nicht verachte, sondern als Mensch behandle, und daß kein Unterthan jemal Selbststrache nehme.

Mit diesem Zeichen der Wildheit hatten die Landsleute noch lange nachher gedrohet Jedem, der ihnen nicht zu Gefallen lebte; erst nach 140 Jahren wurde es abgeschafft.

Ein großer Theil der kleinen Herrschaften im Wallis gingen durch Kauf an Gemeinden und Zehnen über.

Wie die Kinder im Hause ihres Vaters erstarken und zur Selbstständigkeit heranwachsen, um im Unvermögen und Abgang der Eltern sich selbst helfen zu können; so erstarkten durch Arbeit, Fleiß und Sparsamkeit auch die Unterthanen der Herren im Wallis.

Die ersten Gemeinden, die sich von den Grafen Blandra, welche in Italien und Wallis reich und mächtig waren, loskauften, waren Biel, Glurigen, Reckingen, Rixingen, Selkingen, Blixingen. Schon im Jahre 1277 bekennt der damalige Herr zu Biel, mit Namen Marguard, die Leute seien schon seit 40 Jahren beinahe ganz ihres Rechtes. Auch von den letzten Spuren ehemaliger Abhängigkeit (der hohe Herr ist ausgenommen) kauften sie sich 1299 los. Darum heißen diese Orte die Grafschaft, und von dieser vornehmsten Benennung erhielt die obere Pfarrei (jetzt Münster) und endlich auch der ganze Zehnen (der vorher ob Deisberg hieß) den Namen Goms, vom verderbten französischen „Conches.“

Im folgenden Jahre 1300 kauften die von Saas sich gleichfalls los von den nämlichen Herren, bildeten 5 Gemeinden, welche sich die fünf Finger an einer Hand nannten. Diesen folgten: Im Jahre 1400 die Freiherrschaft Wald, der oberste Theil des Simplonthals, welche Herrschaft Männer von Brig und Simplon von der edeln Frau Katharina Urnavas von Milibach gekauft haben, wie auch die kleine Herrschaft auf der Eggen im nämlichen Thal.

1405 wurde das Gerenthal von der Gemeinde Bisp, Birchen u. A. gekauft mit allen Rechten.

1425 Finnon ging kaufweis an die Gemeinde Mund.

1427 Ganther an die dortige Gemeinde.

1431, 1435 und 1441 die Kastlanei Imholz an die Gemeinde Unterbäch.

1488 die Kastlanei Venken (Steg) an die Gemeinde dort.

Ferners hat die Gemeinde Törbel von den Herren von Embd den ganzen Zehnden abgekauft.

1400. Gleiches that die Gemeinde von Leuf.

So werden Gemeinden, so werden Familien und Häuser und Kinder durch Eintracht und Zusammenwirken glücklich.

Kindliche Liebe.

Aus Mißverstand und verleitet durch große Verheißungen von großen Herren gerieth Georg von der Fluh, ein schöner, reicher und mächtiger Walliser, in die Ungnade des Kardinals Schinner und eines Theils der Landleute. Er flüchtete sich nach Freiburg, um dort Sicherheit und bei seinen Freunden Recht zu suchen. Er hatte 23 Kinder: 12 Söhne und 11 Töchter. Eine von diesen lief mit ihrer Mutter, Margaritha Lehner von Brig, dem Vater nach bis auf Freiburg, um ihm zu helfen. Aber was kann wohl ein schwaches Kind in solchen Fällen helfen? Die Liebe macht erfinderisch und beherzt.

Des Vaters Feinde waren in Freiburg stärker als die Freunde; er kam in den Kerker und man arbeitete, um ihn um das Leben zu bringen. Er war hinter vielen Schlössern und von vier stark Bewaffneten streng bewacht. Tochter und Mutter weinten Tag und Nacht über das Loos des Vaters.

Durch ihre Freundlichkeit, durch ihr Bitten und

Weinen erhielt die Tochter alle Tage Zutritt zu ihrem Vater. In seiner Gegenwart hielt sie die Thränen zurück. Sie entschloß sich, den Vater zu retten. In Bern und Neuenburg hatten sie Bekannte und Freunde. Zu den Letzten schickte sie Modelle von den Kerferschlüsseln, die sie in Wachs eingedrückt hatte. Es ging nicht lange und es kamen von Neuenburg nachgemachte Schlüssel; aber diese waren zu dick. Die Tochter feilte selbe zu, bis sie taugten. Sie hatte gute Früchte und Wein aus dem Wallis. Damit wartete sie den Wächtern eines Abends auf, daß sie lustig wurden und endlich Alle hart einschliefen. Gegen 11 Uhr in der Nacht öffnete sie eine Pforte nach der andern. Im Gefängnisse benahm sie sich vorsichtig, daß die Wächter, wenn sie auch erwachen sollten, meinen, der Vater bediene sich des Nachtstuhls. Sie rief den Himmel an und mußte den Vater mehr schleppen, als führen — bis zum Fluß, wo andere Freunde ihn abnahmen. Er war gerettet!

Einige Walliser, welche Freunde der Schule waren.

Der Vater des Kardinals Schinner war arm und dennoch fand er Mittel, seinen Sohn unterweisen zu lassen. Er schickte ihn zuerst nach Sitten in die Schule, von dort nach Bern, welches damals noch katholisch war, dann nach Zürich, endlich nach Como, damit er die italienische Sprache erlerne. Dieses kam ihm und vielen Andern wohl. Durch seine unermüdete Thätigkeit konnte er verdienen und durch seine kluge

Sparfamkeit in Nahrung und Kleidung konnte er vom Verdienten so viel erübrigen, daß er sich viele schöne, gute Bücher, woran er große Freude hatte, anschaffen konnte.

Seine Feder wurde mehr gefürchtet, als die Waffen von Kriegsheeren.

Des Kardinals Schinner Nachfolger, Adrian von Niedmatten, der Erste dieses Namens und Geschlechts, ließ in Sitten ein Schulhaus bauen auf seine Kosten. Er ließ auch dem Thomas Blatter von Grächen, der damals aus der Fremde kam, durch seinen Better, Johann von Niedmatten, die Schulmeisterstelle, d. h. die Oberlehrerstelle des ganzen Landes antragen. Er wußte nicht, daß er schon in den Irrthum oder die sogenannte Reform gefallen sei. Blatter aber bedankte sich und bat noch um etliche Jahre Urlaub, mit dem Vorgeben, er sei noch jung und ungelehrt. Nicht lange darnach hat der Landrath den Beschluß gefaßt, Blatter zur obersten Lehrstelle zu berufen. Der Hauptmann Simon Inalbon erhielt den Auftrag, ihn kommen zu lassen. Das erfuhr ein gewisser Herbort in Basel, welcher Kostgänger aus Wallis hatte. Dieser säumte nicht, zum Bischof von Sitten zu gehen und sich zu empfehlen. Der Bischof nahm ihn an, weil ihm Blatter verdächtig geworden war. Nicht lange nachher kam auch Blatter nach Bisp. Hier traf er den Bischof an, der ihm sagte: „Thomas, so lange Esau auf der Jagd war, nahm ihm Jakob den Segen hinweg.“ Eine sinnreiche Anspielung auf des Isaaks Söhne. Zuletzt wurden beide entlassen aus der nämlichen Ursache.

Hundert Jahre später war Hildebrand Jost, Bischof zu Sitten, ein ebenso eifriger Beförderer der Schulen. Schon sein Vater war 20 Jahre Schullehrer in Sitten. Der Bischof hielt 1626 in der Kathedrale einen Kirchenrath, wobei sich die Domherren und die ersten Pfarrherren des Landes einfanden. In den Beschlüssen heißt es: „Der Gebrauch der Schulen sollte häufiger sein, als er ist, indem daraus der christlichen Republik (dem Gemeinwesen) der größte Nutzen entspringt. Daher verordnen wir, daß nicht nur die an den Hauptorten durchgängig zerfallenen Schulen wieder hergestellt, sondern daß auch an jenen Orten, wo noch keine waren und noch wirklich keine sind, Schulen errichtet werden, wo die Knaben und auch die Töchter in den Muttersprachen und auch andern lesen und schreiben lernen sollen, besonders im Winter, wo die ununterrichtete Jugend die goldene Zeit mit müßigem Schwätzen und Spassen zubringt. Die Schullehrer sollen alle gut katholisch, jedes Irrthums unverdächtig und in der Gottesfurcht ausgezeichnet sein, damit gleiche Frömmigkeit in die zarte Jugend eingeträufelt werde durch ihr Wort und Beispiel; so daß sie das, was sie von den Müttern eingefogen haben, nun im Knabenalter auch von den Lehrern zur Geistesnahrung empfangen, zur Verherrlichung Gottes und zum Wohle des Walliserlandes.

Von jener Zeit an sind beinahe in allen Gemeinden und besonders von Geistlichen Stiftungen zu diesem Zwecke gemacht worden, so daß kaum ein Ort zu finden ist, wo nicht entweder Kapitalien oder Rektorate

oder Verbesserung der Pfarrpfründe gefunden werden. — Diese Wohlthäter verdienen unsern Dank, verpflichten uns zum guten Gebrauche der Wohlthaten, und fordern ihre Nachkommen auf, das angefangene Werk fortzusetzen, bis es genugsam ist, den Zweck zu erreichen.

Dankbare Vergeltung.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kam ein armer Knabe von Wallis nach Bern, um die Schulen der Stadt zu besuchen. Er war ohne alles Vermögen und mußte sich seinen Unterhalt durch sogenanntes Bettelsingen erwerben. Den armen, aber fleißigen, fähigen und frommen Schüler bemerkte eine arme Frau; sie erbarmte sich seiner, nahm ihn in ihre Hütte auf und sorgte für ihn mit mütterlicher Liebe, ohne eine Vergeltung dafür hoffen zu können. Der Knabe liebte und ehrte sie wie seine Mutter. — Da ihm aber die Schulen in Bern nicht mehr genügten, ging er nach Zürich und von da nach Como, um seine Studien zu beendigen. Viele Jahre vergingen, während welchen seine Wohlthäterin nichts von ihm hörte.

Im Jahre 1511 kam Kardinal Schinner als Gesandter des Papstes bei den Eidgenossen nach Bern. Kaum angekommen, erkundigte er sich nach jener armen Frau und vernahm, daß sie noch lebe. Am andern Tage schickte er einen Diener in ihre ärmliche Wohnung, um diese mit schönem Geräthe auszu-

schmücken. Die arme Frau begriff nicht, warum dieses geschehe. Der Cardinal befahl auch, daß man eine köstliche Mahlzeit in ihr Haus bringe, und in Begleit mehrerer Rathsherren von Bern, die er dazu eingeladen hatte, begab er sich selbst dahin, setzte sich selbst mit ihnen zu Tisch und nöthigte die gute alte Frau, an seiner Seite Platz zu nehmen. Die arme Frau war ganz verwirrt, dann aber vor Freude ganz überrascht, als der Cardinal ihr sagte, daß er jener arme Walliser Knabe sei, den sie einst so wohlthätig aufgenommen und so mütterlich besorgt habe. Er nannte sie „Mutter“, wie er als Knabe sie genannt, und forderte von ihr, daß sie ihn auch „Sohn“ nenne, wie sie es einst gethan, da er noch jung und arm war. Nach dem Essen verlangte er, daß sie das Silbergeschirr, das Hausgeräth und Alles, was er in ihre Wohnung hatte bringen lassen, zu seinem Andenken behalte, und gab ihr noch ein Geschenk von 200 Dukaten. Mehrere Mal während seines Aufenthaltes in Bern besuchte er sie, und als er verreisen wollte, ging er noch zu ihr, um Abschied zu nehmen, gab ihr seinen Segen und empfahl sich ihrem Gebete.

Die Pest.

Die größten Landplagen werden genannt und sind auch der Krieg, die Hungersnoth und die Pest.

Oft hat dieser Würgengel die Walliser heimgesucht. Die bekanntesten großen Sterbfälle sind: 1100 allgemeine unerhörte Pest. Im fünfzehnten und siebenzehnten Jahrhundert: zu St. Mauritz 1428. Von

1465 bis 1469 sind im Zehnen Brig, der im Ganzen noch vor zwanzig Jahren nicht mehr als 2910 Seelen zählte, 2400 an der Pest gestorben. Goms hat 5 Jahre später bei der Plantaschlacht gegen Savoyen auf Sitten geschrieben, es habe großen Brest (Mangel) an Leuten. Am Berg Eischol hat der Bürgengel einen großen Theil der Bevölkerung weggerafft. Im Lötschthal geschah das Gleiche. In Leuk allein sind im Jahre 1628 300 Personen, darunter der Pfarrer, der Pfarrhelfer und zwei Kapuzinermisssionäre gestorben. In und um Sitten kostete es im Jahre 1616, 1500 und im Jahre 1638 in vier Monaten 500 Personen. Im Unterwallis wüthete das Uebel nicht weniger. Z. B. in Monthey sind die Haushaltungen vom Jahre 1352 bis 1422 zusammengeschmolzen von der Zahl 109 bis auf 56; in Troistorrents in 200 Jahren von 270 bis auf 80.

Dieses Uebel hat auch sein Gutes; es bringt leichtsinnige Menschen zur Besinnung und die Gottvergesenen zur Gottesfurcht und Bekerung zurück.

Beschreibung des Bergsturzes der Diablerets.

Im Jahre 1714 im September hörte man in den mächtigen Hochgebirgen in der Pfarrei Ardon mehrere Tage lang ein dumpfes Getöse im Innern des Berges. Die erschrockenen und ein Unglück besürchtenden Hirten entfernten sich großentheils mit ihren Heerden. Bald darauf stürzte einer der Gipfel mit unbeschreiblichem Getöse in das Thal hinab; die

ganze Gegend von Gundis bis auf Lettron wurde in eine Staubwolke eingehüllt. In einem Umfang von einer Quadratmeile wurden Weiden und Wälder, fünfzig Sennhütten, fünfzehn Personen und viel Vieh unter einer ungeheuern Schuttmasse von mehr als dreihundert Fuß tief begraben.

Unter den verschütteten Personen befand sich Georg Ober von Arent. Seine Verwandten und Gemeindengenossen beweinten schon drei Monate seinen vermeinten schrecklichen Tod, als er in der Weihnacht, gleich einem Gespenste, mit Lumpen bedeckt, blaß und entkräftet, in's Haus trat. Alle erschrocken und flohen vor ihm. Nur mit Mühe gelang es ihm, sie von seinem wirklichen Dasein und Leben zu überzeugen. Im Augenblicke dieses schrecklichen Ereignisses befand sich dieser Unglückliche in seiner, an einen ungeheuern Felsblock angelehnten Hütte. Andere Felsmassen wurden von diesem aufgehalten und bewahrten die Hütte vor völligem Untergang. Doch wurde sie in wenigen Augenblicken unter Schutt von beträchtlicher Höhe begraben. Der arme, lebendig Begrabene befand sich in einer schrecklichen Lage, doch verlor er den Muth nicht. Mitten in der tiefsten Finsterniß suchte er eine Art von Kamin zu machen, um sich einen Ausweg zu schaffen. Ununterbrochen arbeitete er so drei Monate. Während dieser Zeit, die ihm eine Ewigkeit scheinen mußte, nährte er sich von Käse, welchen er in seiner Hütte hatte, und trank das Wasser, das aus dem Felsblock quoll, der seine Hütte schützte. Dieser Mann sagte nachher, daß er seinen Muth in dieser verzweiflungsvollen Lage der Religion,

dem Gebet und Vertrauen auf Gott zu verdanken habe.

Der zweite Sturz der Diablerets geschah im Jahre 1749. Ein ähnliches Getöse im Innern des Berges wurde wieder gehört. Aber da die Walliser nun wußten, was es bedeute, zogen sie sich mit ihren Heerden zurück. Durch diesen Sturz wurde ein Raum von zwei Stunden mit Trümmern bedeckt. Durch die Trümmer wurde die Lizerne, ein Flüsschen, in ihrem Laufe aufgehalten. Acht Tage kam ihr Wasser nicht mehr in die untern Gegenden. In dieser Zeit entstanden zwei tiefe Seen an Stellen, wo früher schöne, mit Sennhütten und Viehheerden besäete Waiden sich befanden.

Die Hunde auf dem St. Bernhardsberge.

Die Geistlichen auf dem St. Bernhardsberge, von deren Stifter schon ist gehandelt worden, haben das heilige Gelübde auf sich, den Wanderern auf diesem wilden Bergpfade jede mögliche Erleichterung und Erquickung zu verschaffen. Damit sie um so besser ihre Pflicht erfüllen können, haben sie eine besondere Art großer Hunde. Diese leisten ihnen bei dem beschwerlichen Geschäfte, verirrte und verunglückte Reisende aufzusuchen, sehr wichtige Dienste. Denn diese Hunde sind abgerichtet, längs der schmalen und krummen Bergpfade hinzugehen und die im Schnee versunkenen Menschen mittelst ihres feinen Geruches aufzuspüren. Nicht selten gehen diese treuen Thiere

ganz allein, ungeheissen und ohne Begleiter in solchen Geschäften an stürmischen Tagen aus dem Kloster. Alsdann hängen ihnen die Klostergeistlichen kleine Fläschchen mit Brantwein, auch etwa ein Körbchen mit Lebensmitteln um den Hals. Dieses thun sie in der Absicht, damit die von Hunger und Müdigkeit erschöpften Reisenden, die die Hunde auffinden, sich daran erquicken und neue Kräfte sammeln können.

Die Hunde geleiten die aufgefundenen Wanderer unter freundlichem Wabeln zum Kloster, wo ihnen schützendes Obdach, wärmende Kleidung und stärkende Kost geboten werden. Finden sie einen Reisenden so tief im Schnee versunken, daß sie denselben nicht heraus zu scharren vermögen, so laufen sie zum Kloster zurück, wo sie durch Bellen und Geberden Hilfe verlangen. In solchen Fällen eilen Männer, mit Hacken und Schaufeln versehen, zu der Stelle, die der vorauslaufende Hund bezeichnet, und graben den im Schnee Begrabenen heraus.

Als einmal ein solcher Hund, Namens Barri, seine Runde machte, fand er ein kleines Kind von sechs Jahren, dessen Mutter in eine tiefe Bergschlucht versunken war. Geschwächt durch Kälte, ganz matt vor Hunger und Müdigkeit, war das Kind mitten auf dem Wege eingeschlafen. Der Hund belckte es und stieß es sanft an den Kopf, um es zu erwecken. Das Kind wachte auf, und da es den großen Hund vor sich erblickte, erschreckte es sehr. Es wollte aufstehen und entfliehen; allein es sank kraftlos zurück. Um es zu beruhigen, legte Barri ganz sanft die Pfote auf seinen Fuß und leckte ihm die vor Kälte erstarr-

ten Hände. Allmählig erimuthigt durch die Liebkosungen und die Freundlichkeit des guten Thieres, bemühetete sich der Kleine nochmals aufzustehen. Allein seine Arme, seine Beine, sein ganzer Leib war so erkältet, daß alle Anstrengung nichts fruchtete. Barrisuchte das Fläschchen, das er am Halse trug, bemerkbar zu machen. Allein das Kind nahm dasselbe nicht, und es war gut, daß es nicht aus dem Fläschchen trank; denn Branntwein bekommt den Kindern gar übel. Voll Mitleid bei der Schwäche suchte und fand nun der Hund ein anderes Mittel. Er legte sich auf seinen Bauch, schmiegte sich an das Kind und gab ihm durch Geberden zu verstehen, es solle sich an seinen Rücken anklammern. Das Kind verstand endlich die Winke, kroch, so gut es ihm möglich war, auf den Rücken des Hundes und hielt sich liegend daran fest. Das wohlthätige Thier trug seine theure Last mit der größten Vorsicht in das Kloster, wo der halbtodte Knabe die treueste Pflege fand und in kurzer Zeit genas.

Diese merkwürdige Begebenheit wurde weit umher bekannt. Ein reicher Mann nahm den Waisen an Kindesstatt an und ließ die rührende Geschichte durch einen Künstler in Bern malen. Das Gemälde wurde in der Folge im Kloster aufbewahrt, wo der treue Hund noch lange seinen edlen Beruf ausübte. Dieses Thier hat in seinem Leben über siebenzig Menschen vom Tode errettet. Es wurde zuletzt ein Opfer seiner Berufstreue. Als es nämlich einmal einen Menschen retten wollte, meinte dieser, das Thier sei feindlich gegen ihn, und tödtete es. Damit aber Barris Treue

auch noch nach seinem Tode im Andenken bliebe, wurde derselbe ausgestopft und in Bern aufgestellt in dem Saale, der zur Aufbewahrung naturgeschichtlicher Gegenstände bestimmt ist, wo er gegenwärtig noch zu sehen ist.

Ludwig von St. Leonard,

oder

drei Ereignisse zur Zeit des Schwabenkriegs.

1. Bundestreue.

Eifersüchtig versuchten es zum letzten Mal die Großen, das Schweizervolk um seine Freiheit zu bringen. Der Einfall drohet von Graubünden dem Rhein nach hinunter bis auf Basel.

Als Bundesgenosß wird Wallis, wie vor 24 Jahren in dem Burgunderkrieg, so 1499 in dem Schwabenkrieg aufgefordert. Es folgt Tausend Mann, neu muntirt, zogen über die Furka gegen Schaffhausen und blieben am Rhein bis zum Siege. Ehe sie in den Kampf zogen, konnten sie sich erquicken von dem, was ihnen der Abt von (einem nahe am Rhein gelegenen Kloster auf dem Boden des Feindes) Deningen an Brod, Fleisch und Wein zuschickte mit der Bitte, sie möchten übrigens dem Kloster schonen.

In diesem Kriege, der mehrere Monate dauerte, mußten die einfachen Schweizerhirten viele Spottna-

men über den Rhein herüber hören, wie Schweizerküh, Ruhmäuler u. s. w.

So was thun nur ungesittete, rohe Leute.

Das heilige Evangelium verbietet dieses, wie alles Andere, was den Nächsten beleidiget und was man selbst nicht gerne hat.

2. Vorbehalt der Freiheit.

Am Ende des langen Krieges und nach dem glorreichen Siege behielten sich die Walliser nichts vor, als die alte Freiheit, die sie schon so viel Blut und andere theuere Güter gekostet hatte, namentlich die Unabhängigkeit ihrer Zehnen.

3. Ludwig von St. Frouard.

Bei Anlaß dieses Krieges legte sich Einer unserer Walliser im Auslande Ehre ein durch seine Treue.

Das Elfaß hielt es mit den Feinden der Schweiz. In diesem Lande zu Schlettstadt studirten drei junge Freiburger: Einer war der Sohn Sebold's, die zwei Andern gehörten dem Rudolph Praromann an. Alle drei waren die Freude und die Hoffnung ihrer Eltern, welche alle Sorge dahin verwendeten, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Der älteste von ihnen hieß Louis und hatte erst das sechszehnte Jahr erreicht; er war entschlossen und beherzt. Die zwei Praromann hatten kaum 13 und 14 Jahre. Einer hieß Humbert, der andere Rudolph; sie waren sehr furchtsam.

Die sorgfältigen Eltern wollten ihre Kinder während dem Kriege nicht im feindlichen Lande lassen. Sobald das Kriegsgerücht erscholl, suchten sie einen treuen Führer, wie der Vater Abraham für seinen Sohn Isaak. Ihre Wahl fiel auf einen Walliser, der sich in Freiburg verheirathet hatte; er hieß Louis und war gebürtig von St. Leonard. Wallis und Freiburg standen miteinander auf vertrautem Fuß. In Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hat Freiburg zu seiner Besatzung besonders Walliser angeworben, was Bern nicht gern sah. Louis Weib hieß Margaritha Tachin. Dieser begab sich im kalten Winter mitten im Hornung auf die Reise. Der Weg führte ihn über Basel, wo er eine Anweisung hatte an einen gewissen Doktor. Nach kurzem Aufenthalte setzte er seine Reise fort bis Schlettstadt, wo er sich an die Spitze der jungen Reisegesellschaft stellte. Sie bestand aus den drei Knaben, ihrem Präzeptor, mit Namen Johann Lenz, und dem Führer.

Die erste Tagreise lief gut ab. Die Nacht überfiel sie in einem Dorfe unter Basel. Sie kehrten dort ein, um zu übernachten. Aber die Herberge war schlecht. Dennoch waren sie fröhlich. Ein schadensfroher Mensch, dessen sie nicht achteten, ging ihnen von Schlettstadt nach, auch noch am folgenden Tage, der schön war, so daß die Carawane zum Singen aufgelegt war. Alles ging gut von Statten, bis sie zu dem Gasthause zwischen Brisach und Unterhardt kamen. Da hörten sie wilden Lärm. Es waren gegen hundert Soldaten auf dem Zuge von Colmar nach

Waldshut. Um nicht zusammen zu treffen, wollten Hans Lenz und die zwei Jüngsten vor Angst in den Wald hinein. Aber der brave Führer und der Student Louis waren nicht der Ansicht, die Straße zu verlassen, besonders wenn sie von den Soldaten schon sollten bemerkt worden sein, um bei diesen nicht Verdacht zu erregen. Auch wurden sie von ihrem ungedungenen Reisegefährten immer beobachtet. Stracks gingen sie also gegen das Haus, wo die Soldaten tranken.

Der Hauptmann Brandolph, ein großer schwarzer Mann, rebete den Schlettstädter an. Dieser deutete auf die jungen Reisenden. Als diese in guter Ordnung vorbeiziehen wollten, verspernte der Hauptmann mit seiner langen Hellebarde den Weg, lachte und rief mit furchtbarer Stimme: „Ihr braven Schweizergesellen, singt uns eines eurer Schweizerlieder; wir zahlen euch dafür einen Trunk.“

Bei diesem Geschrei näherten sich die Soldaten ihrem Hauptmann. Der brave Führer ließ sich nicht irre machen; er that, wie wenn es ihn nichts anginge, stellte sich auf die Seite und lehnte sich auf seinen Stock. Aber Louis ergrimmte und schlug, auf die Hellebarde, daß der Stock ihm brach. Alles brach in ein wildes Gelächter aus und Einer sagte spottweise: „Wenn die Schweizerkälber schon so zuschlagen, wie werden erst die Ochsen mit uns verfahren?“ Louis wurde noch zorniger und zog sein Stilet aus. Humbert und Rudolph zitterten und baten auf den Knien um Gnade. Hans wollte in's Mittel treten. Aber der Hauptmann ergriff zwei von ihnen und führte sie

der Gallerie, indem er sagte: „So junge Leute sollten sich in so gefährlichen Zeiten nie allein auf die Reise begeben. Ich muß in's Mittel treten, damit ihnen nichts Leidens widerfahre.“ — „Du Lasterknecht,“ rief Louis, „wer thut den Reisenden Leidens, als du? und du sagst, du wollest in's Mittel treten! Hätte ich ein Schwert, es müßte Einen von uns kosten.“ Der Hauptmann sprach: „Du verdienst, daß ich dich gefangen nehme; wir werden miteinander zum Papa, der wird ein schönes Trinkgeld zahlen müssen.“ Man führte sie in das Wirthshaus und griff auch nach dem Führer. Dieser aber stellte sich immer gleichgültig, als gehörte er nicht zur Gesellschaft, ja, er fragte noch, wer die schön gekleideten Jungen seien, die man da in Verhaft nehme. Ueber dieses Benahmen wurde der kleine Rudolph zornig und wollte Scheltworte gegen ihn austossen, weil er sie in der Noth versäugne. Aber Humbert, der die Absicht des Schullehrers errathen hatte, nämlich unbekannt zu bleiben, um eher helfen zu können, machte seinen Bruder schweigen.

Der Verräther von Schlettstadt wurde reichlich belohnt vom Hauptmann, der sich rühmte, einen guten Fischfang gemacht zu haben, indem er die Kinder ihren Eltern nicht anders als um großes Lösegeld zurückgeben wollte. Schon voll Freude darüber leerte er ein Glas Wein auf die Gesundheit der braven Schweizer, welche ihm einen so reichen Fang in die Hände gespielt haben. Hierauf gab er das Zeichen zum Abmarsch. Die zwei Jüngsten wurden auf einen alten Schlitten gesetzt. Diesem mußten Louis und Hans folgen, umgeben von sechs Soldaten. Diesen

nach ritt der Hauptmann; dann folgte der Fähndrich. Zwölf Waffenträger machten die Vorwache und zwölf die Nachhut. Die übrigen folgten in wilder Freude ohne Ordnung nach. Der Führer Louis konnte den drei Knaben auf Patois zu verstehen geben, warum er sich so verhalte. Er schloß sich den Truppen an, ohne daß man anfänglich seiner achtete; doch ganz vergessen blieb er nicht. Auf der Strasse weinten die zwei Jüngsten Thränen des Schmerzens, der Furcht und des Heimweh's. Louis biß sich in die Lippen vor Zorn. Hans aber fing an, mit der Leibwache zu unterhandeln. Sie kamen bei hellem Mondschein nach Dthmarsheim. Der Hauptmann mit den 4 Gefangenen und der Wache machte dort Halt. Hier trank und spottete man wieder der Schweizer, besonders in Abwesenheit des Hauptmanns. Hier war es erst, wo man den Führer fragte, ob er auch ein Eidgenosse sei. „Ohne Zweifel der schlimmste,“ fielen Andere ein; „denn er hat das Aussehen eines Spions.“ „Laßt mich ruhig,“ antwortete er rasch; „ich bin der Diener des Doktors Artopous in Basel. Geschäfte halber ging ich nach Schlettstadt; da traf ich diese Schweizerkinder an, und wir reisten miteinander.“ „Wo ist dann der Knecht, der 13 Jahre bei ihm war?“ fragte der Wirth. Der Führer, der zum Glück den Knecht kannte, antwortete, ohne sich zu besinnen: „Heinz ist krank.“ Hierauf sagte der Wirth zu den Soldaten: „Laßt diesen braven Kerl gehen; er ist der Bediente des Doktors Artopous, der mir sehr viel zu verdienen gibt; ich spreche gut für ihn.“ Es wurde dem Hauptmann angezeigt, welcher, kein Lösegeld hoffend, ihn

alsogleich entließ. Ludwig von St. Leonard ging noch in der nämlichen Nacht nach Basel, um dort Hilfe zu suchen. Er verfügte sich zum Doktor, an den er gemiesen war. Dieser berichtete den Stadtrath ein, und alsogleich wurde ein Bote nach Rheinfelden abgeschickt zum Landvogt, daß er die Kinder abfordere.

Die Kinder brachten in Dthmarsheim eine bittere Nacht zu. Morgens ging die Reise den Rhein aufwärts. Der Spott vergrößerte wieder ihren Schmerz. Ein Koch wegte sogar sein Küchenmesser und sagte: „Die schönen jungen Kälber muß man schlachten.“ Der Spott wurde mit Gelächter gutgeheißen. Unter Basel, um nicht den Schweizerboden betreten zu müssen, schifften sie über den Rhein auf das rechte Ufer. Die Wellen sehend, sagte Humbert schluchzend: „Diese Wellen kommen von den Häusern unserer Eltern her und Gott weiß, ob darunter nicht Thränen von unsern lieben Müttern sind, die sie unsertwegen fallen ließen.“

Gegen Abend kamen sie zu Rheinfelden an. Hier wollte der Hauptmann vor den deutschen Soldaten groß thun. Er ließ jeden Knaben von zwei Soldaten durch die Linien unter Feldmusik zum Thor hinein führen. Zu diesem Schauspiel lief Alles zusammen und wegen des ersten Sieges in diesem Kriege. Fünfzig Goldstücke auf jeden Kopf ist nicht zu viel, hieß es, wenn dieses Hirtenvolk diese verirren Böcklein auskaufen will. Man nannte sie so, weil man sagte: sie weinen, wie die Geißen schreien. Darum hielt man ihnen Gras, Baumspitze und Salz vor.

Die Knaben und Hans wurden im Wirthshaus

in ein sicheres Zimmer gebracht. Da kam der Landvogt, der Erste, der Mitleid zeigte.

Alsogleich sagte er dem wilden Hauptmann Brandolph: „Es ist ein Befehl von Basel her gekommen, daß diese Kinder freigelassen werden.“ Das gefiel dem Hauptmann gar nicht. Er sagte Einem seiner Kameraden in der Stille, er wolle sich mit dem Raub in der Nacht nach Waldshut flüchten. „Morgens 3 Uhr seid marschfertig, Kameraden.“ Hans hörte das, ohne bemerkt zu werden, und hinterbrachte es seinen Kleinen. Sie dachten an die Flucht, ließen's aber nicht merken. Hans und Ludwig thaten, wie wenn sie schliefen; die Jüngsten schliefen wirklich sanft ein. Der Hauptmann, Fähndrich und Landvogt speis'ten zu Nacht, tranken tüchtig zu, sprachen vom vorhabenden Krieg, theilten schon die ganze Schweiz und sangen ein Spottlied dazu. Aber in dieser Nacht schon wurden die Helden besiegt — vom Wein. Um Mitternacht war Alles in tiefem Schlaf. Auch der Hauptmann fing an zu schnarchen. Jetzt nahmen die Gefangenen ihre Schuhe in die Hand und flüchteten sich durch die hintere Thür hinaus. Aber das Stadthor war geschlossen. Sie flüchteten sich in das Beinhaus, obwohl es ihnen da nicht ganz heimlich war; denn es war in der Stadt sehr unsicher und dazu noch sehr kalt. Sobald am frühen Morgen der Mefner zur Kirche kam, um zum englischen Grufe zu läuten, lief ihm Hans Lenz nach und bat ihn, er möchte sie in der Sakristei verbergen. Er ließ sich leicht erbeten und machte ihnen noch sogar Feuer im Kamin. Darauf ging er nach Hause, um ihnen Suppe zu holen.

Nach zwei Stunden erwachte der Hauptmann und weckte das ganze Gefolg. Aber die Gefangenen waren entwichen. Der Hauptmann fluchte, fragte, suchte und verbot unter Todesstrafe, die Stadtthore zu öffnen. Alles Suchen war vergebens. Er ging bis in die Kirche, lauschte an der Sakristeipforte. Er hörte reden. Da veränderte er die Stimme und rief: „Seid ihr noch da beisammen, ihr braven Schweizerknaben?“ Hans, in der Meinung, es wäre der Sigrift, antwortete: „Ja freilich, mein guter Herr.“ Jetzt that der Hauptmann wie ein Wilder. Dem Rudolph allein kam noch in Sinn, zu beten. Der Lärm führte Priester und andere rechtschaffene Leute herbei; diese holten den Landvogt. Er kam mit einer starken Wache und nahm die unschuldigen Gefangenen in seinen Schutz. Den Ruhestörer Brandolph wies er mit ein Paar ernsthaften Worten ab, ungeachtet er ihm mit dem Kaiser drohete. Erst als der Hauptmann abgereist war, ließ der Landvogt die Sakristei öffnen. Beim Eröffnen der Pforte zitterten die guten Jungen vor Angst. Doch Louis war in seinem Ungestümm bereitet, seine Freiheit theuer zu verkaufen, nämlich sich mit einem Feuerbrand zu wehren. Die Andern waren gestimmt, um Gnade anzuhalten. Aber, statt den schwarzen, wilden Hauptmann, sahen sie den bescheidenen Landvogt mit freundlichem Angesichte auf sie zukommen. Hans, Rudolph und Humbert fielen voll Freuden auf die Knie; Louis warf den Brand von sich und sagte: „Einem so ehrlichen Ritter ergebe ich mich gerne.“ Ehe der Hauptmann in Waldshut übel berichten konnte, waren die jungen Gefangenen

auch schon dorthin gebracht durch den Sohn des Landvogtes und) eine starke Wache. Oberamtmann in Waldshut war Kaspar von Mersburg und Verwandter der Praromann. Dieser freute sich, ungeachtet des Krieges mit der Schweiz, seinen Vettern einen Dienst zu erweisen. Er wollte die Jungen dem Doktor in Basel sicher einhändigen. Im nämlichen Augenblicke erschien er selbst vor dem Oberamtmann, begleitet von Ludwig von St. Leonard, der ihn unermüdet darum bat. Groß war die Freude der Knaben beim Anblicke ihres Retters. Der Oberamtmann übergab nun die Knaben dem Doktor. Der furchtbare Hauptmann mußte, ungeachtet seines Schimpfens und Drohens, selbst nach Freiburg zu gehen, mit zwölf Florin vorlieb nehmen.

Die Knaben lobten Gott für ihre Freiheit, und zogen fröhlich nach Basel und von dort der Heimath zu. Nach 16 Jahren zog Humbert nach Jerusalem und wurde beim heiligen Grabe zum Ritter geschlagen.

Kostbar ist ein treuer Führer der Jugend. — Auch zu den besten Zwecken gebrauche du allzeit nur erlaubte Mittel. Lüge ist in keinem Falle ein erlaubtes Mittel.
(Archiv v. Freib.)

Ein Beispiel kindlicher Liebe.

Schon vor 800 Jahren wohnten zu Niebergesteln auf der Festung vornehme, reiche und mächtige Herren: Freiherrn und Ritter zum Thurm genannt. Diesen

gehorchten Gesteln, Löttschen, Eischol, das St. Niklaferthal, ein Theil vom Zehnen Sibers, von Ering, Ahyent, Sitten, Gundis, Monthey, Waadtland, mehrere Gegenden in Freiburg und Bern.

Wie die damaligen Ritter waren auch diese sehr kriegerisch und suchten Ursache zum Kriege, wo keine war. Als sie Anfangs das Ding zu arg getrieben, wurden sie von den 5 obern Zehnen bekriegeret und aus dem Lande vertrieben.

Nach einiger Zeit kamen Einige zurück in's Land, nach Ems, nach Andern auch nach Ardon, und waren wohl gelitten bis auf den heutigen Tag.

Einer von ihnen ging auf Zug und lebte dort unter dem Namen Laubast, nachher Zurlauben. Seine Abstämmlinge wurden theils durch Gelehrsamkeit, theils noch mehr durch Tapferkeit und bürgerliche Tugenden, wie auch durch Bekleidung hoher Aemter im weltlichen und geistlichen Stand eben so berühmt und weit duldsamer, als ihre Voreltern waren.

Auch wurden sie wieder gute Freunde mit Wallis, welches sie beehrte mit dem Titel: Freiherr vom Thurm-Gestelnburg, von Zurlauben.

Im Jahre 1562 kämpfte Anton von Zurlauben an der Spitze der Schweizer für den König von Frankreich. Er hatte schon drei Wunden empfangen, als ein Feind mit dem Säbel in der Hand auf ihn drang. Das sah sein Sohn Erasmus, stellte sich eilends vor den Vater hin, ihn zu schützen, und empfing nun selbst den tödtlichen Streich. Er sank zusammen und starb, indem er sprach: „Gott sei Dank, ich habe meinen Vater gerettet!“

Der heilige Karl Boromeo.

Der heilige Karl Boromeo war Kardinal und Erzbischof von Mailand, ein frommer, höchst eifriger Hirt. Sein Name wird hier genannt, weil er für Erhaltung des katholischen Glaubens in der Schweiz besonders thätig und segenreich wirkte. Er kam selbst im Jahre 1581 in die Schweiz, besuchte die Städte und die einsamen Hirtenthäler, um überall den Eifer für den katholischen Glauben und für die katholische Kirche zu beleben. Mit Staunen und Bewunderung sahen die armen Bewohner wilder Gegenden den Erzbischof und Kardinal von Mailand in ihren Hütten eintreten, in ihren Dorfkirchen und Kapellen Messe lesen und predigen, ihre Kranken besuchen und ihre Armen mit wohlthätigen Gaben erquicken. Er gab selbst das Beispiel aller Entbehrungen und Mühseligkeiten, wozu er andere, besonders die Geistlichen, um den katholischen Glauben zu verkünden, aufforderte. Besonders war es ihm daran gelegen, die sittliche Veredlung des Volkes auch durch Schulen zu befördern. Um dem Mangel an Bildungsanstalten für die Geistlichkeit in der armen katholischen Schweiz abzuhelfen, stiftete er zu Mailand eine Studienanstalt, in welcher immer 40 Jünglinge aus der Eidgenossenschaft zum Priesterstand gebildet werden sollten.

Er bewirkte die Einführung der Jesuiten und Kapuziner in der Schweiz. Auf seine dringende Empfehlung übergab die Regierung von Luzern den Jesuiten die höhern Schulen der Stadt. Diese wirkten höchst segenreich auf Stadt und Land. Bei Regierung

und Volk standen die Jesuiten in höchstem Ansehen. Sie hoben die Stadt auf einen höhern Grad der Bildung und verbesserten die öffentlichen Sitten. Ihr Betragen gab das Beispiel eines sittlich-strengen Lebens. Ihre Predigten und ihr ganzer Gottesdienst gewann ihnen die Liebe und Bewunderung des Volkes. Cifat, ein damaliger Geschichtschreiber der Stadt Luzern, sagt: „Es dünkt Jedem gegen das vorige Wesen, als ob es eine andere Welt sei.“

Die Kapuziner wirkten gleichfalls segensreich unter dem Volke durch ihre Predigten und ihre Aushilfe in der Seelsorge, so daß auch ihr Erscheinen eine Wohlthat für die katholischen Orte war.

Der heilige Karl Boromeo war bis an sein Lebensende ein Freund und Wohlthäter der Eidgenossenschaft. Er starb 1584. Sein Andenken wird unter den katholischen Schweizern immer gesegnet sein.

Die Gemse.

Nebst vielem andern Gewild, wie Bären, Wölfe, Luchsen, Füchse, Hasen, Dachsen, Utter, Murrethierchen, gibt es auf den hohen Bergen im Wallis auch Genssen in Menge, wie Geißheerden.

Die Gemse, ein munteres, gewandtes und starkes Thier mit kleinen, aufrechten, unten etwas geringelten Hörnern von schwarzer Farbe, ist hinsichtlich ihrer Gestalt der Ziege sehr ähnlich; nur daß sie einen gestrecktern Hals, einen kürzern, gedrängtern Leib hat, längere Beine und keinen Bart. Vor den Hörnern

befindet sich eine Höhlung unter der Haut mit einer Oeffnung nach außen. Die Oberlippe ist ein wenig gespalten, die großen Augen glänzen lebhaft, die ungefähr 5 Zoll langen Ohren sind mit weißlichen Haaren besetzt und die schwarzen, unten ausgehöhlten Klauen haben scharfe Ränder, so daß das Thier sich auf den steilsten Klippen aufhalten und von da umschauen kann. Die Farbe der Gemse ist im Frühling weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun, im Winter schwärzlich. Die Haare sind kurz. Die Nasengegend, die Stirn, die Unterkinnlade, der Bauch und das Innere der Beine sind immer weißgelb und durch die schönen Augen läuft ein brauner Streif. Nebst den Walliserbergen hat dieses Thier seinen Aufenthalt auch auf den übrigen Alpen der Schweiz, Savoyens, Tyrols, in den Pyrenäen und auf einigen Gebirgen des westlichen Asiens. Es gibt zwei verschiedene Arten von Gamsen. Die kleinern, welche auf den höchsten Bergspitzen wohnen, sind röthlicher und heißen bei uns Gratthiere; die größern, welche tiefer herabkommen, haben eine öraunere Farbe und heißen Waldthiere. Sie nähren sich von den kräftigsten, saftreichsten Alpenpflanzen, den jungen Trieben des Laub- und Nadelholzes, im Winter auch von Moos, dürrer Grase und von Flechten. Salz ist ihnen, wie bei allen Wiederkäuern, sehr angenehm.

Für die Hochalpen geschaffen und durch eine dichte Unterwolle geschützt, laufen die flüchtigen Gamsen mit unglaublicher Schnelligkeit und Sicherheit über die steilsten Felsen und setzen leicht über die schauerlichsten

Abgründe der Gletscher; zuweilen versteigen sie sich in ihrer Behendigkeit so, daß sie weder festen Fuß zu fassen, noch umzukehren vermögen und rettungslos in den schwindelnden Abgrund hinabstürzen müssen. Unaufhörlichen Gefahren von Menschen und Thieren ausgesetzt, können die Gemsen als Sinnbilder der Wachsamkeit gelten. Mögen sie in Gesellschaft weiden oder ruhen, immer stellen sie eine Wache aus; aber nicht nur die Wache, sondern jedes einzelne Thier für sich ist äußerst wachsam. Kaum hat es ein Paar Minuten geweidet, so hält es den Kopf in die Höhe und durchschaut mit seinen hellen Augen die Gegend oder durchwittert die Luft, und die Erste, die etwas Verdächtiges sieht oder hört, stampft mit den Füßen auf den Boden und warnt die Andern mit einem die Luft durchdringenden Pfliffe, der so lange aushält, als es dem Thiere das Athemholen gestattet, worauf plötzlich die ganze Gesellschaft, die oft aus 80 besteht, zusammenspringt, und, als flöge sie davon, über die steilsten Felsen hinwegsetzt. Die Gemsenjagd ist daher äußerst mühsam und gefahrvoll. Jung eingefangen lassen sich die Gemsen leicht zähmen, so daß sie mit den Hausziegen auf die Weide gehen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend. Die Haut gibt ein dichtes und doch sehr geschmeidiges Leder, welches zu Beinkleidern, Stiefeln und Handschuhen benutzt wird. Die Hörner, die sich vortrefflich poliren lassen und dadurch eine blendende Schwärze erhalten, werden als Griffe an Stöcken, Regenschirmen und zu andern Zierarten gebraucht. Außerdem erhält man noch 10—14 Pfund Talg von einem starken Thiere. In ihrem Magen

befinden sich zuweilen die sogenannten Gemsballen oder Gemskugeln, die sich aus unverdauten Pflanzenfasern und aus Magenschleim gebildet haben, schwarzbraun, lederartig, von bitterem Geschmacke und gewürzhaftem Geruche sind und sonst als Heilmittel dienen.

Nebst ihrem Nutzen zum Gebrauch und zur Belehrung dienen sie zur Belustigung dem Jäger; nur daß er's mit der Jagdlust nicht zur Leidenschaft kommen lasse, die Zeit verfäume und sich der Lebensgefahr aussetze.

Ehemals war im Wallis, wie mehr Wald, so auch mehr Gewild. Noch im siebenzehnten Jahrhunderte haben die Landvögte von St. Moriz und Monthey jeder jährlich 15 bis 20 Bären, 30 bis 40 Wölfe eingegeben, die sind erlegt worden, und wofür die Landvögte eine Belohnung gegeben haben. Jetzt gibt es noch, nebst Gemsen, Murmelthiere. Es gibt auch noch Bären, Wölfe und Luchsen, alle drei dem zahmen Vieh und oft auch den Menschen gefährlich.

Die Jahre 1798 und 1799 in Wallis.

Als neunjähriger Knabe hatte ich im Jahre 1798 im Winter mehrere Samstage den Vater und viele andere Leute begleitet nach Glis, um die Mutter der göttlichen Gnaden anzurufen um ihre Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne. Damals wußte ich noch nicht, warum man in diesem Jahre mehr betete, als in andern. Aber es zeigte sich bald. Mal auf Mal hörte

man nun das ungewöhnliche, Mark und Bein durchdringende Sturmgeläute; darauf sah man die Leute ihre Arbeit verlassen, zusammenlaufen, die Befehle anzuhören, dann mit Patronentasche, Habersack, Ober- und Untergewehr fortziehen und die Weiber ihren Ehemännern und Söhnen nachlaufen und weinend nachschauen, soweit sie selber sehen mochten. Sie müssen in den Krieg, hieß es.

Ja, die Oberwalliser gingen in den blutigen Kampf gegen die Unterwalliser, die welschen Berner und die Franzosen. Warum? Die Unterwalliser wollten den Obem nicht mehr unterthänig sein, wie sie es 323 Jahre lang waren. Sie empörten sich gegen ihre Obrigkeit, und jene, welche wegen früheren Revolutionen als Flüchtlinge außer Landes waren, riefen die welschen Berner und die Franzosen zu Hilfe. Oberwallis griff zu den Waffen, um die Empörung zur Ordnung zu bringen, besonders aber, weil sie von Seite der damals gottlosen Franzosen für Freiheit und Religion fürchteten, und nicht ohne Grund, indem sie beide in ihrem eigenen Lande mit frecher Hand, mit wilder Wuth angegriffen hatten.

Also für Vaterland, Freiheit und Religion, für Weib und Kind machten die Oberwalliser, die kleine Zahl gegen eine große Armee in zwei Jahren gegen 20 Angriffe von Saron hinauf bis zu oberst ins Land. Sie schlugen sich allemal und überall wie Helden. Besonders blutig waren die Treffen an der Morge, zu Pfsyn, in den Leitern und bei der Bisperbrücke. Nachdem die Oberwalliser von ihrem ohnehin kleinen Haufen noch 800 Mann verloren hatten, mußten sie

sich ergeben. An Muth hat es nicht gefehlt, wohl aber an der Kunst. Den Franzosen aber hat es an der Menschlichkeit gefehlt. Noch nach dem Siege haben sie Viele erschossen und Blessirte verbrannt. Ein Camenzing von Gersau, Einwohner von Inden, wollte den Franzosen den Weg nicht zeigen, welchen die Oberwalliser über die hohe Felswand ob den Barnerleitern erklettert hatten, was viele Franzosen gekostet hatte. Er wurde auf einer Viehschlachtbank getödtet wie ein Vieh. Im Zehnen Martinach haben diese Leute 50 Blödsinnige erschossen. Die Stadt Sitten wurde 1798 mehrstündiger Plünderung preis gegeben. Der fromme Bischof Blatter wurde schwer mißhandelt. Zwei angesehene Priester erhielten tödtliche Streiche. Im Jahre 1799 wurde das ganze Oberwallis, besonders die Ebene, eine Wüste. Nebst den Getödteten wurden noch Viele außer Landes in Kerker geführt; die Uebrigen nahmen die Flucht, weil sie im Lande nicht sicher waren. Sieben Dörfer wurden vertilget. Nur im Zehnen Leuf waren 571 Wohnungeneingeäschert; wochenlange Plünderungen, alle Kräfte übersteigende Kriegsforderungen aller Art, Vieh- und Menschenseuchen und Hungertod waren die Züge des jammervollen Gemäldes. Wallis wäre in einen Kirchhof umgewandelt worden, wären die Nachbarn nicht zu Hilfe gekommen. Die Ernte ließ die helvetische Regierung durch einige Hundert Berner besorgen. Denn im Grunde (in der Ebene) sah man nur hin und wieder einen vor Hunger halbtodten Menschen. Auch schickte die nämliche Regierung für die größte Noth der Heimkehrenden 6000 Frs.

Selbst von jenen, welche geholfen haben, das Land unglücklich machen und es geplündert hatten bis zum gemeinsten Hausgeräth, erbarmten sich hinwieder Andere der Unglücklichen. Kinder, welche ihre Väter im Krieg verloren hatten, fanden im Unterwallis Aufnahme, andere konnten Handwerke lernen.

Nur die Franzosen waren ohne Erbarmen. Nebst den ungeheuern Brandsteuern und Plünderungen blieben sie noch lange im Lande und drückten dasselbe auf alle Art.

Nachdem die am Leben gebliebenen Väter und Söhne nach mehrern angstvollen Wochen heimgekommen waren, hörten wir Kinder die das am unverständlichen Worte: Tribut, Abgaben, Milizenauszug, Loosen.

Was den Wallisern über Alles wehe that, war ihre Trennung von der Schweiz. Damit das nicht geschehen müßte, gingen im Monate März 90 Walliser über die Gemmi, die noch tief unter dem Schnee lag, auf Bern zu den dort versammelten Machthabern.

Walliserreise.

Schon lange sehnte ich mich nach Wallis, nach dessen Thälern, so sonderbar gelegen zwischen hohen Bergen, mit ewigem Schnee bedeckt, und die so reich an Naturprodukten sind. Nicht minder reizte mich die Neugierde, in einem so kleinen Strich Landes den heißen Himmel des Südens und die starre Kälte des Nordens vereint zu finden.

Die Reise führte 1819 von Bulle durch das Saanenthal über den Sanetsch. „Dieser Berg,“ sagt der Reisende, „hat hinsichtlich seiner Lage sehr schöne Weiden und Alpen, die aber nicht so guten Käs liefern, wie die Greyerzer (K. Freiburg).“ Da weiden in ruhiger Einsamkeit einige Hundert kleiner graurüßiger Kühe. Man hört dort nichts als das Rauschen des Wassers, oder das Rufen und Johlen der Sennen. Auf des Berges Mitte sind die Sennenhütten dorfsähnlich vereinigt. Ein Küher sah uns, trat aus dem Stafel und bot uns mit der den Aelpsern eigenen patriarchalischen Güte Erfrischungen an. Allein mir ekelte vor der Unreinlichkeit und dankend zogen wir weiter. Wir fanden da die ersten Spuren des Blödsinnes und der Trägheit der Walliser. Bewegunglos und statuenähnlich waren sämtliche Bewohner an die kothigen Mauern ihrer Hütten angelehnt. Wir gelangten endlich an die Stelle, welche für die Quelle des Saanenflusses gehalten wird.

Beim Herabsteigen auf der Walliserseite kamen wir an den sogenannten verlornen Berg. Wir sahen eine grausige Wüste vor uns, nur Schutt und Steingerölle, nur selten einen Grashalm; dann einige Ziegen, die in der Wildniß herumliefen, gierig wegriffen und verzehrten. Duster saß ein zerlumpter Hirt da. Wir grüßten ihn; kaum erwiderte er den Gruß. Wir gaben ihm einen Schluck Braantwein; das machte ihn gesprächig. Er erklärte uns nun die Ursache des Namens „der verlorne Berg“:

„Vor einigen hundert Jahren enthielt dieser Berg grasreiche Weiden und im Sommer sah es hier sehr

lebhaft aus, wo jetzt der Tod herrscht. Unten im Thale wohnte ein sehr reicher Landmann in einem stattlichen Hause; von demselben bis zu seinem Stadel auf der höchsten Alp hätte er einen breiten Weg mit Rase verpflastern und belegen können, so reichlich waren seine Keller damit versehen. Bei all seiner Wohlhabenheit war er aber auch entsetzlich filzig und geizig. Vermlich kleidete er Weib und Kinder, und kaum gönnte er den Seinen und den Knechten und Mägden die schlechteste Nahrung. Kam ein Bettler und bat um ein Almosen, wies er ihn schnöde mit harten Worten ab. Eines Tages wankte ein altes, krankes Mütterchen daher und flehete um ein Stück Brod und um einen Trunk Milch, weil es vor Hunger und Durst verschmachte. Aber der Reiche, uneingedenk des Spruches: Thue Anderen Gutes, schmetterte die Hausthüre, gegen das Bettelgesindel scheltend und polternd, hinter sich zu. Vor Schrecken sank die Alte ohnmächtig dahin. Ein vorübergehender Bettler erbarmte sich ihrer; selbst bedürftig kannte er die Noth Anderer, theilte mit ihr ein Stück schwarzes Brod, das sie belebte und stärkte, und holte ihr aus dem nahen Brunnen einen kühlenden Trunk.

Kurze Zeit hernach ereignete es sich, daß fürchterliche Stürme, mit Donner und Blitz und Erdbeben begleitet, den nahen Untergang der Welt anzukünden schienen. Und siehe! mit furchtbarem Knallen und Toben löset sich vom höchsten Gipfel des Sanetsch eine ungeheure Masse von Fels und Eis, Alles verwüstend, mitreißend und verheerend, mit Blitzesschnelle in die Tiefe. Verschwunden sind die grasreichen

Triften, die üppigen Wiesen, keine Spur von der Reichen Behausung ist mehr vorhanden, kein lebendes Geschöpf konnte sich retten. Alles ist verloren und in eine unfruchtbare Wüste, wie mit dem Fluche des Himmels beladen, verwandelt.“

Der Abhang des Berges wurde nun sanfter; vor uns sahen wir steile, unbesteigbare Felsen, die, verbunden mit ungeheuern Waldungen, gewiß viel dazu beitragen, daß das Wallis so reich an Wildpret und Geflügel aller Art ist. Alles ist hier neu für den Reisenden und die Natur heut sich als ein wunderschönes und wunderreiches Buch dar, das die Sterblichen nie genug ergründen können.

Der Morge nach hatten wir Muße, eine künstliche Wasserleitung zu bewundern, die in einer Länge von 3—4 Stunden Saviese mit Wasser versieht. In einer fürchterlichen Höhe ist ein Fußweg in den Felsen eingehauen. An den ausgehöhlten Stellen sind eiserne Stangen angebracht, die sowohl den Fußwegen als den Kanälen (Wasserröhren) zur Stütze dienen. Es ist dies wirklich ein Werk menschlicher Geschicklichkeit, Anstrengung und Ausdauer, gleich ehrenvoll für den Unternehmer, als für die Gemeinde, welche keine Kosten scheute.

Endlich gelangten wir zu einer Brücke des engen Seventhales, die uns durch ihre unbegreifliche Kühnheit in Erstaunen setzte. Auf dem Rücken des Gebirges sieht man da herrliche Nebberge und Dörfer in einem Walde von Nuß-, Kastanien- und Lerchenbäumen. Bis an den Rand der Abgründe, welche die Morge beherrschen, werden Weinstöcke gepflanzt und

oft rutscht die Erbschichte mit den Reben in den Waldstrom.

Wir entfernten uns endlich von diesen schauerlichen Herrlichkeiten und näherten uns dem Dörfchen Chandolin, welches den Namen von der Fruchtbarkeit der Gegend hat und so viel heißt, als eine Gegend, die einem Weinfäß gleicht. Wir stießen auf Weiber, die lustwandelnd laut beteten. Es war am 16. August, am Feste des hl. Theodulus. Mit vieler Neugierde fragten sie, wie alle Walliser, nach Neuigkeiten aus der Schweiz, von der sie 1802 und noch mehr 1810 den 12. Oktober sind getrennt worden. Obschon unter fremdem Drucke lebend, war ihre Anhänglichkeit an ihre ehemaligen Bundesgenossen doch nicht erloschen, wobei sie aber nichtsdestoweniger auf ihre vorgebliche Unabhängigkeit etwas stolz waren. Die Form einer Staatsverfassung ist leichter zu ändern, als der Geist eines Volkes.

Wirthshäuser sind in den Dörfern ob der Landstraße selten zu finden; jeder Bauer verkauft seinen Wein selbst.

Schon im ersten Dorfe im Wallis klagt dieser Reisende über Unreinlichkeit, lobt aber den würzigen Muskatwein. Zu Sitten im Gasthaus fand er Bett und Zimmer ziemlich reinlich. Vor dem Schlafengehen aber hatte er noch den schönen, an vielen vortrefflichen Obstarten reichen Kapuzinergarten, und dann auch einen Spaziergang, der Kalvarienberg genannt, besucht, von dem man die Stadt überschaut, und der eine weite Aussicht darbietet auf alle Ende

hin. Ueberhaupt rühmt er Sittens malerische Umgebungen.

Von Sibers hinauf fand er (1810) überall noch Spuren von Verwüstungen, welche die Franzosen und ihre Helfershelfer in den Jahren 1798 und 1799 bei Eroberung des Landes angerichtet hatten, wovon er zwei Thatfachen anführt. Im Forste von Pfyu hatten sich die Walliser mit gefälltten Baumstämmen gegen das Vordringen des Feindes geschützt, Da die Franzosen diesen Wall nicht erobern konnten, machten sie den Versuch, den Wald in Brand zu stecken, was aber mißlang. Der Brandversuch gelang ihnen zu Baren, wo sie Alles einäscherten, so daß die unglücklichen Bewohner dieses Dorfes eine andere Heimath suchen mußten. Drei Jahre später brannte ihnen auch noch der schöne Wald ab, so daß sie kaum Holz fanden, ihre Häuser wieder aufzubauen.

„Aufwärts,“ fährt der Reisebeschreiber fort, „hatten wir die Umgebungen der Rhone und die reiche Thalfläche bewundert; abwärts (nämlich auf der Rückreise das Land hinunter) fesselten die Bergspitzen und Halben, die kühnen Wohnungen, Dörfer und Weiler auf denselben, die mit Aeckern, Wiesen und Obstgärten in herrlichem Farbenspiele abwechseln, unsere Aufmerksamkeit. Oft würde man nur Genschen suchen, wo auf steilen, kaum zugänglichen Felsen und darum so hoch sich Menschen angesiedelt zu haben scheinen, um die Schöpfung zu ihren Füßen zu beherrschen, wie es der Mensch auch wirklich thun soll. „Er soll herrschen über die ganze Erde,“ sagt Gott. Wir kamen auf St. Mauriz, welcher Ort ein

artiges Städtchen ist, das von innen und außen schon einen ganz andern Zuschnitt hat, als das übrige Wallis. Denn die Häuser sind geschmackvoller gebaut und reinlicher, die Bewohner in ihrer Kleidung netter. Als wir es schon am Rücken hatten, blickten wir noch oft nach St. Maurizen zurück, das von dieser Seite der Schlüssel des Wallis ist, und eine herrliche Aussicht gewährt. „Lebet wohl,“ rief Einer von uns, „ihr prächtigen Alpen, ihr reichen Thäler! Lebet wohl, ihr ungesunden Ebenen, ihr steilen Höhen! Lebet wohl, ihr trägen (! ?) Bewohner, die ihr euch ein irdisches Himmelreich verschaffen könntet, wenn ihr wolltet!“

Kinder! die Reisenden schreiben Alles auf, was sie an euch sehen und von euch hören, das Gute lobend und das Tadelnswerthe tadelnd, sogar das unschöne, unhöfliche Angaffen der Reisenden, noch mehr das Nachrufen oder Spotten. So oft sie Gelegenheit haben, zu erfragen, schreiben sie sogar Namen und Geschlecht auf. Hier einige Beispiele.

Im Jahre 1837, 29. Heumonath, hat ein Herr von Strassburg in sein großes Tagebuch, das nachher gedruckt worden, auch Folgendes aufgeschrieben: „Wir dürfen eines kleinen Knaben nicht vergessen, der heute auf der Höhe des schwarzen See's (am Fuße des Matterhorns) schöne Rüche hütete und dabei fleißig strickte. Das braune Savoyardenkostüm mit einer schwarzen Mütze, eine auf dem Rücken über die Schultern hängende viereckige Tasche, mit dem dürftigsten Speisevorrath entspricht noch jetzt der Schilderung, die Thomas Blatter von seinem Knaben-

jahren gibt. Der Knabe begrüßte uns zuerst beim gesegneten Brunnen, wo er ein verständiges Gespräch mit dem Führer anfang. Da er mich interessirte, wollte ich ihn mit einer kleinen Gabe erfreuen, die er aber bescheiden ablehnte.“

Sei gegen Jedermann höflich. Nützt es nicht, so schadet's auch nicht. Ehre und Ruhm bringt's allzeit.

Nicht weit vom ABC-Guffer in Saas trafen wir zu unserm angenehmen Erstaunen (1835 und 1836) eine Menge reinlich angezogener Weiber, Mädchen und Kinder an. Erstere strickten, Alle trugen Körbe und gingen von schwer zugänglichen Grasplätzen, wo keine Kühe, sondern nur Schafe weiden, Kraut holen.

In der Herberge, einem Bauernhaus zu Visperterbinen, wo wir 1835 einkehrten, genossen wir in einer reinlichen, ordentlich möblirten Gaststube, die terrassenartig am Bergabhang vorspringt, einer doppelten Aussicht. Auf hohem Berge eilte Einer der Hirtenknaben, uns von ziemlich weit her frisches Quellwasser zur Mahlzeit zu verschaffen und sich eine kleine Entschädigung zu verdienen. Ja, viele Reisende rühmen besonders der Oberwalliser Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Treue und Frömmigkeit, wie auch ihre Andacht gegen die Verstorbenen.

O daß diese schönen Züge auf ihre Kinder übergehen und in jedem Geschlecht neu aufleben!

Diese schönen Züge aus der Vaterlandsgeschichte verdanken wir dem Eifer des Hochw. P. Sigismund Furrer, Exprovinzial, welcher sich durch seine Wallisergeschichte um sein Vaterland sehr verdient gemacht hat.

Gedichte und Lieder.

I. Der Frühling.

Der Winter ist davon geeilt,
Der friedlos uns umgeben,
Er hat so lange hier verweilt,
Mit seinem kalten Leben.
Nun ist mit seinem schwanken Sinn,
Der Freudtlose wieder hin.

Dagegen hat mit seiner Lust
Der Venz hier Platz genommen,
Des höchsten Friedens sich bewußt,
Ist er vom Himmel kommen,
Er hat nun längst bei Tag und Nacht,
Der Freuden ohne Zahl gebracht.

Sieh dort das liebe grüne Feld,
Und hier die Blumenmenge,
Doch mehr erheben noch die Welt
Zeigt seine Festgefänge.
Wie lieblich ist doch die Natur
Nun überall im Wald und Flur!

Der Herr hat Alles hergesandt,
Das friedlich heit're Leben,
Wer dennoch friedlos sich erkennt,
Dem wird Gott Frieden geben;
Denn seine Gnade in der Brust,
Sie schafftet nichts als Frühlingslust.

2. An den Abend.

Freundlicher Abend,
Bote der Nacht,
Siehe mein kleines
Tagwerk vollbracht.

Hoffnung verkündend,
Glühst dein Blick;
Sende die Golde
Allen zurück!

Mütterlich nährst du
Freundlichen Wahn;
Zeigst uns das große
Vaterland an.

Freudig und sehnend
Blick ich nach dir,
Himmliche Mächte
Lächeln dort mir.

Heilige Stille,
Segne vereint
All' meine Lieben,
Wie meinen Freund.

3. Der Feierabend.

Was schallet durch die Dämmerung
So hehr, so freundlich labend?
Es ist der Glocken lauter Schwung,
Sie rufen Feierabend.

Hoch glühend die Gebirge steh'n,
Die Sonne fei'rl'ich scheidet,
Der Winter hat rings blendend schön
Natur schneeweiß gekleidet.

So festlich liegt die Erde da,
Vom Himmel blau umflossen,
Als hätt' sie vor dem Schöpfer noch
Anbetend sich ergossen.

Des Tages letzter Hauch erstickt,
Die Nacht ist aufgezo-gen,
Mit ihren Sternenaugen blickt
Sie her vom Himmelsbogen.

Es blicken mir in's Herz hinein
So tief die lieben Sterne,
Ich möchte droben, droben sein
Ob jener blauen Ferne!

Und lauter durch das Dunkel bricht
Der Glocken frommes Tönen,
O, rufet mir doch lauter nicht,
Sonst springt die Brust vor Sehnen.

Dir gilt des Herzens letzter Schlag,
Dir, Jesus, mein Verlangen.
O, morgen ist ja Feiertag,
Dann werd' ich Dich empfangen.

Dann schwimmt mein hochbeglücktes Herz
In süßen Won-nen-thränen,
Dann ist gestillt der Erde Schmerz,
Erfüllt des Pilgers Sehnen!

L. Notten.

4. Das Weilchen.

Am Wege sitzt ein armes Kind,
Im Aug' die hellen Thränen,
Der Frühlingshauch, der Morgenwind
Verweh'n sein leises Stöhnen.

Vom Thal hinauf nach allen Höh'n
Regt sich ein frisches Grünen,
Der junge Lenz ist wieder schön
Im Blumenkleid erschienen.

Der Reichen Kinder geh'n hinaus
Nach ihren großen Matten,
Wo freudig sie zum Blumenstrauß
Die schönsten Maien gatten.

Und wieder sie dann weiter zieh'n
Nach ihrem prächt'gen Garten,
Wo Ros' und Tulpe herrlich blüh'n,
Von Gärtners Pfleg' gewarten.

Und jubelnd sie damit nach Haus
Zur lieben Mutter springen,
Um ihr den ersten Blumenstrauß
Als Frühlingsgab' zu bringen.

Des armen Kindes auch noch wohl
Die Mutterarme harften;
Doch wo den Strauß es nehmen soll,
Nicht Wiesen hat's, noch Garten.

Fast jeder Mensch sich Kränze slicht
In Lenzes Heiligthume,
Dem armen Kind nur blüht er nicht,
Bringt ihm nur keine Blume.

Drum sitzt es da, wie Kinder sind,
Im Aug' die hellen Thränen,
Der Frühlingshauch, der Morgenwind
Verweh'n sein leises Stöhnen.

Der Himmel nur hernimmt den Lauf —
Es springt der Erde Kinde,
Und traut, hervor ein Weischen schaut
Als Eigenthum dem Kinde.

Und jährlich nun seit dieser Zeit
Der Lenz von seinen Gaben
Zuerst die Weischen rings austreut,
Der Armen Blick zu laben.

E. Kotten.

3. Mutterliebe.

Oft hat der Anblick mich entzückt,
Wie zarte, treue Mutterliebe
Auf ihren Sprößling niederblickt,
Und mit allgewalt'gem Triebe
Ihn fest an Herz und Lippen drückt.

Wie sie an seiner Wiege wacht
Und jedes Unheil vor ihm wehret,
Für sein Wohl nur stets bedacht,
Alles gibt und nichts begehret,
Beseelt an ihrer Zaubermacht!

Wie sie Wohlthat nur auf Wohlthat häuft,
Und mit dem eig'nen Schlummer
Oft den seinen ihm erkaufte,
Des Busens bitter-süßer Kummer
In dieser Liebe Meer ersäuft!

Des holden Lenzes Pracht entflieht —
Und jede Kraft ermattet wieder,
Und hat das Feuer ausgeglüht,
Senkt sich die Flamme wieder —
Nur Mutterliebe ewig blüht!

P. J. Kämpfen.

6. Die erste Communion.

Engelreine Lichtgestalten
Mit der Unschuld Kranz geschmückt,
Seh' ich hier die Hände fallen —
Von der Andacht Glut entzückt.
Wie sie laut den Schöpfer loben, —
Hoch ist ihre Brust gehoben
Und das Auge sanft und mild
Strahlt von Himmelsglanz erfüllt.

Durch des Tempels weite Hallen
Wallt die zarte Kinderschaar,
Heil'ge Jubelhymnen schallen
Am geschmückten Weihaltar.
Und in glühendem Verlangen,
Den Gegenwärt'gen zu empfangen,
Aller Herzen neu erglüh'n,
Singesunken auf den Knie'n

Möcht' es sie doch ewig schmücken,
Dieser Unschuld Rosenkleid,
Nie ein Sturm die Blume pflücken,
Die sich heute Gott geweiht.
Möcht' das Herz in künst'gen Tagen
Nur für Recht und Wahrheit schlagen;
Unbefleckt und engelrein
Nur ein Tempel Gottes sein!

P. J. Kämpfen.

7. Der verlassene Ernest.

Es traf in seinem zehnten Jahr
Ernest das Loos der Waisen,
Er weinte bei der Todtenbahr'
Des Vaters, ach des Greisen!

Er weinte betend, seufzte: Ach,
Gott! keinen Vater haben!
Wie er die Hände ringend, sprach:
Nun wird er bald begraben.

Es öffnet sich der Erde Schooß,
Es sinkt die Leiche nieder,
Ernestus rief: Welch hartes Loos!
Mein Vater kömmt nicht wieder.

Wo find' ich Trost in dieser Welt,
Wo werd' ich Hilfe haben?
Wer gibt mir Armen etwas Geld?
Die Eltern sind begraben.

Vom Grabe geht er weinend fort,
Er kann kaum weiter gehen.
An einem fernen Influchtsort
Bleibt er ein Weilschen stehen.

Ein braves Weibchen sieht das Kind,
Sie fragt den armen Kleinen:
Was fehlt dir? sag' es mir geschwind!
Du darfst, du sollst nicht weinen.

Da Ernest seinen Namen nennt,
Sagt sie zum lieben Knaben:
Du wirst — ihm reichend ihre Händ' —
An mir die Mutter haben.

Dein Vater war ein braver Mann,
Er war so gut, so ehrlich;
Ich helfe dir, so viel ich kann,
Komm' es mir auch beschwerlich.

O wohl dem Kind, das Freunde find't!
So sprach Ernest mit Thränen;
Ein fremdes Weib nennt mich ihr Kind!
Ich darf sie Mutter nennen.

Die Gute forget für mein Brod
Und mein nöthiges Wissen;
Sie stund mir bei in jeder Noth,
Und konnt' mich nie vermissen.

Das Schicksal treibt mich auch von hier.
Der Neid schlägt tiefe Wunden.
O lieber Vater, auf zu dir!
Dort hab' ich Trost gefunden.

Es war schon Alles in der Ruh',
Hell war des Mondes Scheibe,
Ich ging gleich auf den Kirchhof zu
Und lag mit ganzem Leibe

Auf meines Vaters Grabesstatt;
Ich konnte mich nicht fassen,
Ich weinte mich auf dielem satt
Und schrie: Ich bin verlassen.

Und endlich schlug um Mitternacht
Zum Trost die zwölfte Stunde,
Ein armer Hirt, der noch gewacht,
Rief aus vollem Munde:

Es wird für Alle uns einmal
Die letzte Stunde schlagen;
Und sind die Leiden ohne Zahl
Wir wollen nicht verzagen.

Denn Gott, der unser Vater ist,
Verläßt nicht seine Kinder;
Der Tod ist tröstlich für den Christ,
Und schrecklich für den Sünder.

Wie ruhig ward ich bald darauf,
Getröstet konnt' ich beten.
Schnell ging die Thür des Kirchhofs auf.
O Kind, ich will dich retten —

War eines Menschen Stimme nah',
Es blieb der Pfarrer stehen:
Mein Kind, sprach er, was machst du da?
Er hatte mich gesehen.

Es wird nun Vater dieser Mann,
Er ist dazu mein Lehrer,
Er wies mir meine Arbeit an,
Ich blieb stets sein Verehrer.

Ich folgte ihm, that meine Pflicht.
So schritt ich immer weiter.
Was er nicht wollte, that ich nicht,
Und ich ward wieder heiter.

Ich bin indessen sieben Jahr
Bei diesem Freund geblieben.
Ich bring' ihm tausend Dank noch dar,
Er lebt nicht mehr hienieden.

S. Was gute Kinder ziert.

Eltern, Schwestern, Brüder lieben,
Selbst die Thierchen nicht betrüben,
Und mit Ernst die Tugend üben,
Das ziert gute Kinder wohl.

Eig'nen Sinn und Willen brechen,
Böses nicht mit Bösem rächen,
Nicht zum Troze sich erfrechen,
Das ziert gute Kinder wohl.

Artig, freundlich und bescheiden,
And'rer Unart gerne leiden,
Trägheit wie die Schlange meiden,
Das ziert gute Kinder wohl.

Rein in Worten, rein in Sitten,
Nichts ertrogen, sondern bitten,
Macht bei Allen wohlgelitten,
Das ziert gute Kinder wohl.

Wenig reden, Vieles hören,
And'rer Freude niemals stören,
Keinen je durch List bethören,
Das ziert gute Kinder wohl.

Eines ziert vor allen Dingen,
Diese Lehren nicht nur singen,
Sondern in der That vollbringen,
Das ziert gute Kinder wohl.

9. Gute Eltern der Kinder Glück.

O wie freu' ich mich der Gabe,
Daß ich gute Eltern habe,
Die für mich vom Morgen
Bis zum Abend sorgen.

Die mich kleiden, mich ernähren,
Mich das Böse meiden lehren,
Mich in allen Pflichten
Liebreich unterrichten.

O, ich will sie wieder lieben,
Nie mit Vorsatz sie betrüben;
Will mich stets bestreben,
Zugendhaft zu leben.



Inhalt.

| | Seite. |
|--|--------|
| Wie soll sich ein Kind in der Kirche verhalten? . . . | 10 |
| Wie ein Kind in der Schule sich verhalten soll . . . | 10 |
| Wie soll sich ein Kind auf der Gasse verhalten? . . . | 11 |
| Wie sich ein Kind gegen fremde Leute betragen soll . . . | 12 |
| Wie sollen sich die Kinder gegen ihre Eltern verhalten? . . . | 13 |
| Wie sich ein Kind gegen die Dienstboten zu vertragen hat . . . | 13 |
| Gott ist der Schöpfer aller Dinge | 14 |
| Gott ist allmächtig | 15 |
| Gott ist allgütig | 15 |
| Gott ist allwissend | 16 |
| Gott ist allweise | 16 |
| Gott ist allgegenwärtig | 17 |
| Gott ist unendlich heilig | 18 |
| Gott ist unendlich gerecht | 19 |
| Die Engel | 20 |
| Der Mensch | 21 |
| Das Gebet | 22 |
| Das fromme Kind | 23 |
| Der Sonntag | 23 |
| Das Weihnachtsfest | 24 |
| Das Osterfest | 25 |
| Das Pfingstfest | 26 |
| Mariä Himmelfahrt | 26 |
| Der Tag | 27 |
| Der Morgen | 28 |
| Der Mittag | 29 |
| Der Abend | 30 |
| Die Nacht | 31 |
| Das Jahr | 35 |

| | Seite |
|---|-------|
| Der Frühling | 33 |
| Der Sommer | 35 |
| Der Herbst | 36 |
| Der Winter | 38 |
| Die Sonne | 39 |
| Der Mond | 40 |
| Die Sterne | 41 |
| Die Erde | 43 |
| Der Tod | 45 |
| Das Gericht | 47 |
| Das Fegfeuer | 50 |
| Die Hölle | 52 |
| Der Himmel | 53 |
| Die aufgehende Sonne | 55 |
| Die untergehende Sonne | 57 |
| Der Mond | 59 |
| Der Funke | 60 |
| Die Kornähren | 62 |
| Der Feierabend | 63 |
| Die gute Meinung | 65 |
| Der Berg | 67 |
| Die Lawine | 70 |
| Der Stein | 71 |
| Der Zaun | 73 |
| Der Reif | 75 |
| Die Lerche | 76 |
| An Gottes Segen ist Alles gelegen | 78 |
| Die Fruchtbäume | 80 |
| Das Weizenfeld | 81 |
| Das Morgen- und Abendgebet | 82 |
| Das Morgengebet | 83 |
| Das Abendgebet | 85 |
| Das Tischgebet | 86 |
| Der wahrhafte Jakob | 88 |
| Die gewissenhafte Dienstmagd | 89 |

| | Seite |
|--|-------|
| Die Mutterthränen | 90 |
| Fliehe böse Gesellschaften | 91 |
| Die Besserung | 92 |
| Lockung zur Sünde | 93 |
| Gut ist Alles, was Gott gemacht hat | 94 |
| Mäßigkeit im Genuße erlaubter Freuden | 95 |
| Aufrichtigkeit | 96 |
| Redlichkeit und Ehrlichkeit | 98 |
| Mitleid | 99 |
| Barmherzigkeit | 100 |
| Wahrheitsliebe | 101 |
| Armuth | 102 |
| Reichthum | 103 |
| Verfuchung | 104 |
| Ueberwindung des Jorns | 105 |
| Selbstbeherrschung | 107 |
| Der gute Sohn | 107 |
| Die höflichen Kinder | 108 |
| Der gute Bruder | 109 |
| Aufrichtigkeit gegen die Eltern | 109 |
| Folgen der Lüge | 110 |
| Ungehorsam wird schrecklich gestraft | 111 |
| Stufenweise Grausamkeit | 111 |
| Der Knabe vor dem Apfelforb | 112 |
| Die Suppe | 115 |
| Einige Erzählungen aus der Wallisergeschichte. | |
| Unser Vaterland | 114 |
| Zustand des Landes, oder ehemals und jetzt | 116 |
| Einführung der Religion Jesu Christi in Wallis | 117 |
| Der heilige Mauritius und seine Mitkämpfer | 118 |
| Der heilige Theodor, erster Bischof in Wallis | 120 |
| Der erste bekannte Bergsturz in Wallis | 121 |
| Anderer Bergstürze und auch Schneelawinen | 125 |
| Die Pocken oder Blattern | 125 |
| Die Kapelle auf dem Glisacker | 125 |

| | Seite |
|---|-------|
| Der heilige Theodot, Bischof und Patron von Wallis | 122 |
| Der heilige Bernhardus von Menthon | 129 |
| Die Grafen von Savoyen | 132 |
| Die Berchtolde von Zähringen | 134 |
| Die Morgenröthe der Freiheit im Wallis | 135 |
| Die Mazza | 156 |
| Ein großer Theil der kleinen Herrschaften im Wallis
gingen durch Kauf an Gemeinden und Zehnen über | 139 |
| Kindliche Liebe | 141 |
| Einige Walliser, welche Freunde der Schule waren | 142 |
| Dankbare Vergeltung | 145 |
| Die Pest | 146 |
| Beschreibung des Bergsturzes der Diablerets | 147 |
| Die Hunde auf dem St. Bernhardsberae | 149 |
| Ludwig von St. Leonard | 152 |
| Ein Beispiel kindlicher Liebe | 161 |
| Der heilige Karl Boromeo | 163 |
| Die Gemse | 164 |
| Die Jahre 1798 und 1799 in Wallis | 167 |
| Walliserreise | 170 |
| Gedichte und Lieder. | |
| Der Frühling | 178 |
| An den Abend | 179 |
| Der Feierabend | 179 |
| Das Weilchen | 181 |
| Mutterliebe | 182 |
| Die erste Communion | 185 |
| Der verlassene Ernest | 184 |
| Was gute Kinder zielt | 187 |
| Gute Eltern der Kinder Glück | 188 |

